

Flörsheimer Zeitung

Anzeiger f. d. Maingau Maingauzeitung Flörsheimer Anzeiger

Ersteinst: Dienstags, Donnerstags, Samstags (mit Anz. Beilage) Druck u. Verlag, sowie verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. M., Schulstraße. Telefon Nr. 58. Postkontonr. 18867 Frankfurt



Anzeigen: Die 6-gespaltenen Beitzelle oder deren Raum 12 Pfennig, auswärts 16 Pfennig. Kleinanzeigen die 6-gespaltenen Beitzelle oder deren Raum 30 Pfennig. Der Bezugspreis beträgt 85 Pfennig ohne Trägerlohn

Nummer 12

Samstag, den 28. Januar 1933

37. Jahrgang

Arbeitsamt und Gemeinden

Die Prüfung der Hilfsbedürftigkeit.

Anfang November 1932 hat die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ohne jede Rücksichtnahme mit den Gemeinden ein Gutachten über die Durchführung der Hilfsbedürftigkeitsprüfung in der Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosenversicherung durch die Gemeinden herausgegeben und weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Das Gutachten hat in allen sozial- und kommunalpolitisch interessierten Kreisen das größte Aufsehen erregt, nicht nur, weil es eine gegenwärtig außerordentlich wichtige Frage auf dem Gebiete der Arbeitslosenversicherung behandelt, sondern weil es durch die Art seiner Darstellung und durch die Schwere der Vorwürfe, die es ganz allgemein gegen die angeblich unzulänglichen Art der Durchführung der Hilfsbedürftigkeitsprüfung gegen alle deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände erhoben hat.

Die deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände, zusammengefasst in ihren Spitzenverbänden, dem Deutschen Städtebund, dem Deutschen Landkreistag, dem Reichs-Landvolksbund und dem Deutschen Landgemeindenrat, konnten zu diesen Vorwürfen nicht schweigen. Sie konnten nicht dulden, daß in der öffentlichen Meinung ein Zerrbild dessen entsteht, was tatsächlich in der Arbeitslosenversicherung geschieht und mit welchen Schwierigkeiten reichsgefährlicher, organisatorischer und verwaltungstechnischer Art sie dabei zu kämpfen haben. Unter dem Anchein einer umfassenden und gründlichen Erhebung ist in dem Gutachten der Reichsanstalt in Wahrheit nur die subjektive Darstellung eines Ausschnittes aus einem riesigen Arbeitsgebiet gegeben worden. Die tatsächlichen Feststellungen der Reichsanstalt sind z. T. nicht zutreffend, ihre Schlussfolgerungen beruhen häufig auf unzureichender Kenntnis des Fürsorgerechts und des Fürsorgewesens, und ihre Objektivität wird von den Gemeinden in Zweifel gezogen, weil das Gutachten die positiven Erfolge der geleisteten Arbeit nirgends erwähnt, sondern grundsätzlich nur solche Verhältnisse schildert, die angreifbar erschienen.

Die kommunalen Spitzenverbände haben deshalb in einer ausführlichen Darstellung zu dem Gutachten der Reichsanstalt Stellung nehmen müssen. Die Denkschrift liegt jetzt vor.

In dieser Denkschrift sind die Vorwürfe untersucht, die in dem Gutachten der Reichsanstalt gegen die Arbeitsämter der Gemeinden erhoben worden sind. Auf Grund eines großen Materials und zahlreicher Einzelfälle kommt die Denkschrift zu dem Ergebnis, daß die Darstellung der Reichsanstalt zu völlig falschen Schlüssen führt, teils indem sie einige belanglose Einzelfälle unzulässig verallgemeinert, teils indem sie falsche oder unrichtige Nachrichten verwertet, teils indem sie aus an sich richtigen Tatsachen unrichtige Schlussfolgerungen zieht. Die Untersuchungen der Spitzenverbände geben dafür eine Fülle von Material. Es soll gar nicht bestritten werden, daß in einzelnen Gemeinden Fehler vorgekommen sind. Wie sollte das auch anders sein! Selbst wenn in einigen Dutzend Gemeinden etwas falsch gemacht worden ist, so kann man unmöglich ohne weiteres das Gleiche für die übrigen 50 000 deutschen Gemeinden annehmen. Im wesentlichen sind die neuen gesetzlichen Bestimmungen selbst die Ursache für die eingetretenen Schwierigkeiten. Das Gutachten der Reichsanstalt beruht ausschließlich auf dem Material der beiden Uebergangsmomente Juli und August 1932. Es ist ganz selbstverständlich, daß sich in der ersten Zeit nach der Einführung so umwälzender Vorschriften erhebliche Schwierigkeiten ergeben mußten, zumal die Uebergangsfrist viel zu kurz war. Während die kommunalen Spitzenverbände eine Uebergangszeit von mindestens drei Monaten gefordert hatten, hat die Juni-Notverordnung in bürokratisch-theoretisierender Art nur eine Uebergangszeit von zwei Wochen vorgegeben. Aber auch diese zwei Wochen wurden in der Praxis, wie die Denkschrift der Kommunen nachweist, in sehr vielen Fällen nicht eingehalten, so daß oft den Gemeinden nur ein oder zwei Tage für die Prüfung der Hilfsbedürftigkeit zur Verfügung standen. Dabei waren es nicht weniger als zwei Millionen Fälle, die die Gemeinden in so kurzer Frist nachprüfen sollten. In einer Stadt wie Hamburg waren es 65 000, in Köln 40 000, in München 23 000 u. s. w. Man kann die Gemeinden nicht tadeln, man muß es im Gegenteil anerkennen, daß sie trotz dieser kurzen Frist und trotz des Fortschritts jeglicher Verwaltungskostenentschädigung das Unmögliche getan haben. Wäre das Gutachten der Reichsanstalt im November oder Dezember abgefaßt worden, so hätte es ein wesentlich anderes Bild ergeben. Weitere Schwierigkeiten haben sich durch das Nebeneinander von Arbeitsamt und Gemeinden in tausend und aber tausend Fällen ergeben. Beim Arbeitsamt müssen Formulare ausgefüllt, Akten angelegt, Karteikarten angefertigt, Fristen verfügt und kontrolliert werden. Das Gleiche muß bei der Gemeinde gemacht werden. Hier kommen noch die Aufträge an den Außendienst, Prüfung und Bewertung von dessen Berichten an den Innendienst u. a. m. dazu. Jeder Fall veranlaßt eine Flut von Papier. Wenn das Rad des Bürotriebs nicht funktioniert — und bei dem Nebeneinander beider Stellen müssen trotz des besten Willens Fehlschläge entstehen —, leidet der Arbeitslose darunter, der vielfach von einer Stelle zur anderen geschickt wird.

Es wird höchste Zeit, daß die Organisation der Arbeitslosenversicherung endlich so einfach und so klar aufgebaut wird, daß jeder Arbeitslose sie leicht verstehen kann. Ob diese einheitliche Arbeitslosenversicherung bei der Reichsanstalt und den Arbeitsämtern oder bei den Gemeinden liegen soll, ist erst eine zweite Frage. Die Entscheidung darüber wird davon abhängen, ob die Unterstützung in schematischer Weise, oder als Fürsorge nach den Grundgesetzen der Individualisierung gewährt werden soll. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre ist eine ausreichend bemessene schematische Versorgung wesentlich teurer, eine mit zu niedrigen Sätzen arbeitende Versorgung unsozial und erheblicher Ergänzung durch die Fürsorge bedürftig.

Zur Entscheidung bereit

Die Reichstags-Sitzung wird nicht vertagt. — Beschlüsse des Kabinettsrates.

Berlin, 27. Januar.

Im Kabinettsrat des Reichstages, der am Freitag nachmittag zusammentrat, wurde von keiner Seite eine weitere Hinausschiebung der nächsten Reichstags-Sitzung beantragt. Infolgedessen verzichtete auch der Vertreter der Reichsregierung, Staatssekretär Dr. Pland, auf die Abgabe einer Erklärung. Die nächste Sitzung des Reichstages wird daher, wie vorgeesehen, am Dienstag, 31. Januar, nachmittags 3 Uhr, stattfinden.

Auf der Tagesordnung steht die Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung. Nachdem der Reichsanstalt gesprochen haben wird, soll nach den Absichten des Kabinettsrates die Dienstag-Sitzung vertagt werden. Am Mittwoch nachmittag um zwei Uhr soll dann

die große politische Debatte

beginnen, für die eine Redezeit von drei Stunden für jede Fraktion vorgesehen ist. Alle in Frage kommenden politischen Anträge sollen in dieser Aussprache miteingebracht werden, insbesondere auch die sozialdemokratische Interpellation wegen des ostasiatischen Konfliktes. Ferner sollen die Angelegenheiten miteingebracht werden, die vom Sozialpolitischen Ausschuss schon erledigt sind, nämlich die Anträge über eine Weihnachts- und Winterbeihilfe, die Anträge über gänzliche oder teilweise Aufhebung der sozialpolitischen und wirtschaftlichen Notverordnungen und die Anträge zur Explosionskatastrophe im IG Farbenwerk Brehmen. Vor der Regierungserklärung sollen am Dienstag ohne Aussprache die fünf Verträge mit ausländischen Staaten über die Gegenseitigkeit in der Sozialversicherung vom Reichstag erledigt werden.

Ein Eventualfall

Ueber die Beratungen im Kabinettsrat verlautet noch ergänzend, daß die Kommunisten ursprünglich beantragt hatten, in der Dienstag-Sitzung des Reichstages nur die Abstimmungen über die kommunistischen Mißtrauensanträge vorzunehmen. Dieses Verlangen der Kommunisten wurde jedoch von den anderen Fraktionen abgelehnt und beschlossen, über die Mißtrauensanträge erst nach Entgegennahme der Regierungserklärung und einer ausführlichen Aussprache über diese Erklärung zu entscheiden.

Dabei wurde auch die Frage aufgeworfen, ob am Dienstag überhaupt eine Regierungserklärung mit Sicherheit zu erwarten sei und

was geschehen soll, falls die politische Lage sich bis zum Zusammentritt des Reichstages völlig ändere, so daß kein Kabinettsrat vorhanden sei, das eine Regierungserklärung abgeben könne.

Für diesen Fall kam man im Kabinettsrat überein, in einer neuen Sitzung des Kabinettsrates eine andere Tagesordnung für die Dienstag-Sitzung des Reichstages festzusetzen. Eine Mehrheit der Fraktionen sprach sich jedoch unbedingt dafür aus, daß der Reichstag am Dienstag auf jeden Fall, wenn auch mit anderer Tagesordnung, zusammentrete.

Hitler wieder in Berlin

Der Führer der NSDAP, Adolf Hitler, ist Freitag, von München kommend, in Berlin eingetroffen, um mit einer Reihe von politischen Persönlichkeiten Besprechungen abzuhalten.

Arbeitsbeschaffungsdebatte

Im Haushaltsausschuß. — Steuergutscheine oder Arbeitswechsel.

Berlin, 27. Januar.

Der Haushaltsausschuß des Reichstages beriet unter dem Vorsitz des Abg. Torgler (R.) die Anträge des Sozialpolitischen Ausschusses über Arbeitsbeschaffungsfragen und in Verbindung damit die Plenaranträge über gänzliche oder teilweise Aufhebung der Notverordnung vom 4. und 5. September zur Behebung der Wirtschaft und zur Vermehrung und Erhaltung der Arbeitsgelegenheit.

Abg. Reinhardt (NS.) bringt einen Initiativgesetzentwurf über die Aufhebung der Bürgersteuerbestimmungen der September-Notverordnung ein. Die Bürgersteuer soll danach durch eine Wohlfahrts-erwerbslosenbeihilfe abgelöst werden, die in Form eines Zuschlages zur Einkommensteuer erhoben wird. Nach einem weiteren Antrag soll auch bestimmt werden, daß die Einführung der Steuergutscheine nicht im Wege der Anrechnung auf Steuerzahlungen, sondern in bar erfolgt. Allerdings kann dann auch von Steuergutscheinen keine Rede mehr sein, sondern nur noch von Arbeitswechseln oder Bedarfsdeckungsscheinen. Auch der Nationalsozialismus wolle keine uferlose Ausdehnung des Zahlungsmittelumlaufes, die zu einer neuen Geldentwertung führen könnte, und würde darin ein Verbrechen am Volke sehen. Aber ein gewisser Spielraum besteht.

Ministerialdirektor Dr. Brecht weist namens der preussischen Staatsregierung darauf hin, daß das Arbeitslosenproblem nicht ohne eine andere Verteilung der vorhandenen Arbeit gelöst werden könne und bittet den Ausschuß, bei seinen Beratungen daher das Problem der Arbeitszeitverfugung nicht zurücktreten zu lassen.

Abg. Dr. Herx (S.) weist darauf hin, daß die Sozialdemokratie die generelle Befreiung der Steuergutscheine verlange, zum mindesten aber die Aufhebung der Einstellungsprämien. Von den Versprechungen Papens, in wenigen Monaten einhundert Millionen Arbeitslose in Arbeit zu bringen, ist fast nichts übrig geblieben. Die Zahl der unterstützten Arbeitslosen wächst über die tatsächliche Schwere der Situation hinweg, da diese Statistik doch nur einen Teil der Arbeitslosen umfaßt. Auch bei dem Generalsekretariat stehen die Taten mit den Versprechungen in einem Mißverhältnis.

Abg. Dr. Schreiber (Z.) warnt vor einer Ueberhäufung der öffentlichen Maßnahmen.

Abg. Möllers (Dn.) lehnte die nationalsozialistischen Anträge über Aufhebung der Bürgersteuer und Einführung der Arbeitswechsel ab. Man kann Papen nicht vormerken, daß der erwünschte Erfolg ausbleiben ist, da man Papen in den Arm gefallen ist und Neuwahlen wieder Unruhe in die Wirtschaft getragen haben.

Reichskommissar Dr. Gerek

trat mit aller Entschiedenheit der Auffassung entgegen, als ob sich das öffentliche Arbeitsbeschaffungsprogramm gegen die Interessen der Privatwirtschaft richtete. Durch das öffentliche Arbeitsbeschaffungsprogramm soll gerade ein Teil derjenigen Sachausgaben der öffentlichen Hand, die sonst der Privatwirtschaft zugeflossen sind, dieser aber jetzt durch die notwendigen Staatseinkünfte verloren gegangen sind, wieder ersetzt werden.

Von besonderer Bedeutung für den Erfolg dieses Sofortprogramms ist es, daß die Arbeiten selbst sofort nach Beendigung der Frostperiode beginnen können. Zu diesem Zweck ist der sonst übliche Instanzenzug für die Genehmigung der Arbeiten erheblich vereinfacht worden. Ich hoffe, daß bereits in der nächsten Woche die erste Entscheidung über Darlehensanträge gefällt werden kann, und daß noch im Februar erhebliche Aufträge an die Industrie für Materialbeschaffung herausgehen können, die noch während der Frostperiode ausgeführt werden.

Die Einberufung des Ausschusses zu der nächsten Sitzung ist dem Vorstehenden überlassen worden.

Hilfe für das Handwerk

Tagung des Reichsverbandes. — Rede des Reichswirtschaftsministers.

Berlin, 27. Januar.

Der Reichsverband des Deutschen Handwerks veranstaltete eine öffentliche Kundgebung. Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold überbrachte die Grüße der Reichsregierung. Zu den vielfach erhobenen Vorwürfen, daß die Regierung das Ausmaß der wirtschaftlichen und sozialen Not im Handwerk und im gesamten Mittelstand nicht kenne, und daß sie dieser Not tatenlos zusehe, erklärte der Reichswirtschaftsminister, daß diese Vorwürfe nicht berechtigt seien. Die Regierung sei über die Lage des Handwerkes völlig unterrichtet. Was die von der Reichsregierung ergriffenen Maßnahmen anlangt, so führte der Minister aus:

Zugunsten der gewerblichen Genossenschaften hat die Reichsregierung Bürgschaften im Rahmen von 65 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Weiterhin sind diesen gewerblichen Kreditgenossenschaften 32 Millionen Mark als verlorene Zuschüsse zugeführt worden, und die Reichsregierung hat beschlossen, dem Herrn Reichspräsidenten vorzuschlagen, diese Hilfe um einen letzten weiteren verlorenen Zuschuß in Höhe von 28 Millionen Mark zu erweitern.

Zur Deckung derjenigen Verluste gewerblicher Genossenschaften, die aus ihrem landwirtschaftlichen Kreditgeschäft erwachsen sind, werden 20 Millionen Mark verwendet werden. Für die sogenannte Kleinkreditaktion hat die Reichsregierung der Bank für Deutsche Industrieobligationen 40 Millionen Mark in Form von Reichsschatthanweisungen zugeführt, um Kredite an das mittlere und kleine Gewerbe zu ermöglichen. Die für die Instandsetzungsarbeiten an Wohngebäuden be-

zeitgestellten 50 Millionen Mark, deren Erhöhung um weitere 50 Millionen Mark zugesagt ist, werden vornehmlich den handwerklichen Betrieben zugute kommen. Arbeitsbeschaffung dieser Art ist die beste und vordringlichste Hilfe für das Handwerk.

Keine Regierung könne den Mittelstand davon befreien, so führte der Minister weiter aus, die Not der Gesamtwirtschaft zu seinem Teil mitzutragen.

Der Präsident des Konjunkturforschungsinstitutes, Professor Dr. Wagemann, sprach über „Handwerk und Volkswirtschaft“. Die technischen Maßnahmen, die das Handwerk zur Anpassung an veränderte Produktionsbedingungen in der Nachkriegszeit getroffen hat, spiegeln sich darin wieder, daß von den Gesamtinvestitionen des Handwerks in den fünf Jahren 1924 bis 1928 von etwa rund 1,27 Milliarden Reichsmark rund 705 Millionen Reichsmark auf Anlageausbau entfielen. Die handwerkliche Neuinvestition machte somit in den Jahren 1924 bis 1928 etwa ein Siebtel der gesamten industriellen Neuinvestition aus. Die Wirtschaftskraft des Handwerks bewährt sich besonders in der Krise.

Während der Staat der Großwirtschaft vielfach mit Subventionen beizugehen mußte, hat er das Kleingewerbe weit mehr auf Selbsthilfe gestellt.

Immerhin hat die Reichsregierung neuerdings nicht unbedeutende Mittel eingesetzt, die vornehmlich dem Handwerk zugute gekommen sind. Mit 3,7 Millionen Beschäftigten hat das Handwerk an der Gesamtzahl der in der gewerblichen Gütererzeugung tätigen Personen einen Anteil von 29 Prozent und ist an der Zahl der Erwerbstätigen überhaupt mit fast einem Zehntel beteiligt.

Abordnung des Handwerks bei Hindenburg.

Reichspräsident von Hindenburg empfing eine Abordnung des deutschen Handwerks. Sie berichtete dem Herrn Reichspräsidenten über die Lage des deutschen Handwerks und unterbreitete Vorschläge zur Besserung des vorhandenen Notstandes.

Hotel in Detmold abgebrannt

Zwei Tote, zahlreiche Schwerverletzte.

Detmold, 27. Januar.

In dem Hotelrestaurant „Zur Traube“, in dem auch ein Kabarett-Betrieb unterhalten wird, entstand Freitag früh ein Brand, der sich in kürzester Zeit zu einem Großfeuer entwickelte. Die schlafenden Gäste konnten nur das nackte Leben retten. Insgesamt befanden sich 15 Personen in dem Gebäude, von denen zwölf mit schweren Brandwunden ins Krankenhaus eingeliefert werden mußten. Eine Frau ist bereits auf dem Transport gestorben, eine andere ringt mit dem Tode. Das Hotel brannte bis auf die Grundmauern nieder.

Die Löscharbeiten gestalteten sich infolge der Kälte äußerst schwierig. Die Entstehungsurache des Brandes ist noch nicht festgestellt, doch wird Ueberheizen eines Ofens angenommen.

Aus dem oberen Stockwerk des abgebrannten Hotels „Zur Traube“ wurde die vollkommen verkohlte Leiche der Schwiegertochter des Hotelbesitzers Detmer geborgen. Ihre Mutter, der zum Fenster hinausgesprungen war, liegt mit schweren Verletzungen im Krankenhaus.

Das Eis auf dem Rhein

Feste Decken. — Frachtschiff steht fest.

Koblenz, 27. Jan. Das Eisreiben hat zur vollständigen Einstellung der Rheinschifffahrt geführt. Wie schon gemeldet, legte sich das Eis auf dem Rhein an der Loreley vollkommen fest und bewirkte, daß der Rhein bis in die Gegend von Raab eine einzig festgefrorene Eisdecke bildet. Bereits am Donnerstag wurden Sprengungen vorgenommen. Ein Eisbrecherboot der Rheinstrombauverwaltung traf an der Loreley ein. Ein zu Tal fahrender holländischer Güterdampfer blieb etwa 500 Meter oberhalb der Loreley in den Eischollen stecken. Das Eis hat den Dampfer vollkommen eingeschlossen. Alle Versuche, das Schiff freizubekommen, sind erfolglos verlaufen. Die Eisoberflächen breiten sich schnell weiter. Von allen Orten, in deren Nähe Winterhäfen liegen, kommen Nachrichten, daß die Häfen außerordentlich stark in Anspruch genommen werden und fast alleamt von Dampfern und Schleppfähnen verstopft sind.

Auf der Mosel bei Bad Ems ist ein regelrechter Fußgängerverkehr von Ufer zu Ufer möglich. Oberhalb des Übergangs haben sich neue Eischollen festgelegt und auch unterhalb dieser Stelle sind neue Eischbildungen im Gange. Ferner ist jetzt auch ein vollkommener Fußgängerverkehr auf dem Rhein zwischen der Insel Niederwert und Wallendar möglich.

Die Rheinstrombauverwaltung gibt folgende amtliche Meldung bekannt: Auf dem Rhein abwärts gegen Ströburg an Stärke zunehmendes Eisreiben bei niedrigem Wasserstand. An der Engstelle ein Kilometer oberhalb der Loreley kam das Eis zum Stillstand. Ein zu Tal fahrender Güterdampfer blieb in den Eischollen stecken. Die Schiffe suchen die Winterhäfen auf. Auf den Nebenflüssen Main, Rhön und Mosel herrscht starker Eisgang und stellenweise Eisland.

Der Rechtsanwalt der Unterwelt

Er kletterte seinen Klienten Ausbruchswerkzeuge.

Berlin, 27. Januar.

Großes Aufsehen erregte die Verhaftung des Berliner Rechtsanwaltes Dr. Georg Meyer, der während einer Verhandlung aus dem Gerichtssaal heraus weggeholt wurde.

Dr. Georg Meyer war bereits im vergangenen Jahr in eine große Automobilklieberei verwickelt. Es zeigte sich seinerzeit, daß die Versteigerungen von Automobilen in mehreren Provinzialstädten auf seinen Namen durchgeführt worden waren. Meyer bestritt jede Verfehlung. Das Verfahren war aber auf ihn ausgebeugt worden. Die Untersuchung wurde in aller Heimlichkeit geführt.

Es wird Meyer vorgeworfen, daß er wissenschaftlich seinen Klienten — er verteidigte besonders Einbrecher, Geldkassentäuber uhm. — Gelegenheit zur Flucht besorgt hat. Er hat ferner ihnen Einbruchswerkzeuge ins Gefängnis geschmuggelt.

Heft. Außerdem besteht der dringende Verdacht, daß er in ihrem Interesse Aktien besitzte.

In dem einen Fall handelt es sich um den Wohnungseinbrecher Eddy Groß, Groß wurde im September zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Anfang Dezember fand man in seiner Zelle Ausbruchswerkzeuge, und zwar Dietriche und 16 Sägeblätter. Durch die Auslage der Gefangenen wurde der Anwalt beschuldigt, die Werkzeuge Groß geschmuggelt zu haben. Bei dem zweiten Fall handelt es sich um das Entweichen des Geldkassentäufers Fritz Müller. Im Juni gelang es ihm aus dem Untersuchungsgefängnis zu kommen. Er trug als Freileuer einen weißen Kittel. Nach der Auffassung der Untersuchungsbehörde hatte der Rechtsanwalt bei der Ablenkung des Verdächtigen seine Hand im Spiele. Schließlich ist noch der Fall des Gefangenen S. höchst verdächtig. S. hatte wegen Einbruch in Untersuchungsgefängnis gelesen und war nach seiner Aburteilung in ein Gefängnis zur Strafvorbereitung transportiert worden. Er „vererbte“ den anderen Gefangenen Teile seines Ausbruchswerkzeuges, das ihm ebenfalls von Meyer zugestuft worden sein sollte. Bei einer Hausdurchsuchung im Büro und in der Wohnung des Anwaltes wurden Kaffiber gefunden, die er mit seinen in Haft befindlichen Klienten getauscht hatte.

Schweres Motorradunfall — 1 Toter, 2 Verletzte

Heidelberg, 27. Jan. In der Nähe des Karlstores hat die 23jährige Händlerin Behmann mit ihrem Kleinstmotorrad den 53jährigen Küfer Heinrich Doll angefahren und auf die Straße geschleudert. Doll erlitt hierbei einen Schädelbruch, der seinen abschließenden Tod zur Folge hatte. Auch die Motorradfahrerin und ihre Soziusfahrerin, die 34jährige Frau Reutle hielten, wobei letztere durch einen Schädelbruch schwer verletzt wurde, während die Lehmann mit leichten Verletzungen davonkam. — Der getötete Doll scheint nicht mehr ganz nüchtern gewesen zu sein und hat sich in der Mitte der Straße aufgehalten.

Lothales

Flörsheim a. M., den 28. Januar 1933.

U Eine Leiche im Wald. Als am Freitag Morgen Herr Hans Grefer von hier eine Fuhrte Holz in Begleitung des Försters aus dem Flörsheimer Wald abfahren wollte, entdeckte er an einem Baume hängend eine gut gekleidete weibliche Leiche, die vollständig steif gefroren war. Es handelt sich um eine in Raunheim verübte Mordtat. Die Leiche wurde sofort in die Obhut der Staatsanwaltschaft in Wiesbaden übergeben. Jedenfalls liegt Selbstmord vor.

U Wasserfaden. In einem hiesigen Hause ist gestern, infolge des starken Frostes die Wasserleitung in der ungeheizten Küche geplatzt und richtete erheblichen Schaden an. Es wurde sofort ein Wasserwerker für rechtzeitige Abstellung und Entleerung der Wasserleitung.

U Eisbahn. Wenn die kalte Witterung anhält, wird sich voraussichtlich in den Wäldern bis Sonntag eine schöne gefrorene Eisbahn gebildet haben. Sie wird zwar nicht den Umfang wie vor 2 Jahren haben, doch immerhin für den Eisport genügen.

U Tanzmusik. Auf die maraen im Söngerheim stattfindende Tanzmusik sei hiermit hingewiesen. Verstärkte Hauskapelle mit Tango Harmonika und verbilligten Tanzpreisen. Siehe das Inserat in heutiger Nummer.

U Die Kreis Sanitätskolonne hat in ihrer, am 21. Januar stattgefundenen Generalversammlung im Hirsch, beschlossen, die geplante 50jährige Jubiläumsfeier am 9. Juli ds. Jrs. abzuhalten. Die Vorbereitungen sind dem Vorstand resp. Kommission übertragen worden.

U Ein hochherziger Wohltäter. „Edel sei der Mensch hilfreich und gut!“ Diesen Grundsatz befolgen viele Flörsheimer, das muß man lobend hervorheben. Umso erfreulicher ist es, daß unser Oberhaupt, Herr Bürgermeister Laub, hierin mit gutem Beispiel vorangeht. Wie wir erfahren haben, hat Herr Bürgermeister Laub in hochherziger Weise aus eigenen Mitteln 500 Mk. gestiftet. Das ist in heutiger Zeit ein recht bedeutender Betrag. Für diese edle Tat sprechen wir Herrn Bürgermeister Laub den herzlichsten Dank aus.

U Sargreißende. Die Not der Zeit macht erfindend. So konnte man in letzter Zeit die Wahneinrichtungen machen, daß kaum bekannt war, daß jemand gestorben sei, und die Familie sich noch in der ersten Aufregung befand, auch schon ein Vertreter einer auswärtigen Sargfirma vor der Tür stand, um den Auftrag für den Sarg zu erhalten. Es ist dieses Vorgehen zwar geschäftsmäßig aber geschmacklos.

— Tecumseh und der Lederstrumpf von Fritz Steuben. 191 Seiten mit 37 Textbildern, acht einfarbigen und zwei mehrfarbigen Tafeln. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis in Ganzleinen gebund. 4.80 Mk. — Fritz Steuben hat bereits 2 Indianerbücher veröffentlicht, beide haben ihm einmütige und zum größten Teil begeisterte Zustimmung eingetragen. Jetzt kommt ein neues Buch von ihm heraus: „Tecumseh und der Lederstrumpf“. Und das ist das Beste, was dieser Mann, der seine Indianer ebenso gut kennt, wie seine Leser, die deutschen Jungen, bisher geschrieben hat. „Tecumseh und der Lederstrumpf“ ist ein männliches, ein herbes Buch, ohne Sentimentalität, aber von starkem Gefühl — ein Buch, wie wir es allen deutschen Jungen als Lesegabe wünschen. Vielen werden die Tränen beim Lesen kommen — und ein gutes Buch soll und muß paden und erschüttern.

Die Handwerkslehre

Viele der jungen Leute, die Eltern die Schule verlassen, haben sich ein Handwerk als Lebensberuf erwählt. Sie und ihre Eltern müssen wissen, daß das Handwerkslehrlingswesen in der Reichsgewerbeordnung und in ergänzenden Vorschriften näher geregelt worden ist und daß Verstöße gegen diese Vorschriften die hier und da noch vorkommen, die schwer schädigen können. Der Lehrherr ist in solchem Falle strafbar, der Lernende ist aber unter solchen Umständen ungleich härter betroffen. Er läuft Gefahr, daß ihm die unregelmäßige Ausbildungszeit nicht auf die Handwerkslehre angerechnet und ihm später die Zulassung zur Gesellenprüfung verweigert wird.

Es gilt also, sich davon zu überzeugen, daß der Lehrmeister die Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen besitzt.

Es muß weiter ein Lehrvertrag unter Benutzung vor-schriftsmäßiger Vorbrücke abgeschlossen werden. Ein Vor-mund bedarf zum Abschluß des Lehrvertrages im Regel-falle der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. Die eine Ausfertigung des Lehrvertrages ist zur Lehrlingsrolle der Handwerkskammer oder der Innung eingzureichen. Im Arbeitsbuch muß der Eintritt in die Lehre unter der aus-drücklichen Bezeichnung des Knaben oder des Mädchens als „Schloßerlehrling, Schneidelerhelfer“ usw. vermerkt werden.

Endlich ist auch das Augenmerk darauf zu richten, daß die Zahl der im Betriebe des Lehrherrn beschäftigten Lehr-linge nicht etwa mit den Bestimmungen über die Höchstzahl der in einem Betrieb gleichzeitig zu haltenden Lehrlinge in Widerspruch steht. Diese Höchstzahl ist in den einzelnen Handwerken verschieden.

Aus dem Leserkreis

Um die Schlittschuhbahn! Leider scheint die Anregung eines Jugend- und Eislaufvereins an maßgebender Stelle betr. Anlage einer Schlittschuhbahn keinen Eindruck gemacht zu haben, dabei wäre es doch so leicht, diesen Herzenswunsch der gesamten Flörsheimer Jugend und auch der vieler Alten zu erfüllen. Der Auslaideplatz am Main, vom Strohpflücken bis zum ehemal. Anlegeplatz der Fähre ist 50 Schritt breit und 150 Schritt lang, nicht also rund etwa 3 Morgen. Wenn die Gemeinde diese schöne Fläche mit einer etwas mehr als 3 Zentimeter dicken Eisdecke bestreuen ließe, so wären hier-zu nötig (ein Kubikmeter Wasser liefert ca. 33 a 3 Zentim. dicke Eisdecken von je einem Quadratmeter) 228 Kubikmeter Wasser. Der Selbstkostenpreis für die Gemeinde ist je Kub. 8 Pfg., mal 228 gleich 18.24 Mk. für Wasser, um die schönste Eisbahn der Welt herzustellen. Würde man am Mainufer entlang nach einem 1,5 bis 2 Meter breiten Streifen mit Sand oder Kiese bestreuen, daß niemand beim Fahren oder Laufen in den Fluß geraten könnte, dann wäre die größtmögliche Sicherheit geboten. Gewiß würden sich jugendliche Erwerbslose auch Sportbegeisterte usw. finden, die bei der zu leistenden Arbeit gern und willig anpanden. Ja es könnten sogar ein paar Pfennige an Eintrittsgeld für die Benut-zung der Bahn erhoben werden, zum Besten der Winterhilfe oder so ähnlich. Also, liebe Gemeindevorwaltung, tue einmal was Uebiges und mache unserer Jugend den unschuldigen und billigen Spaß.

Ein Eisfreund.

Aus der Umgegend

Der Prozeß gegen die Räuberbande Lorenz.

Frankfurt a. M. Es ist damit zu rechnen, daß der Prozeß Mitte nächster Woche sein Ende erreichen wird. Es sind bis jetzt alle Raubüberfälle, Einbrüche und Diebstahls-fälle besprochen worden und die Fälle der Hehlerei wurden erörtert. Am Schluß der Verhandlung gab es eine Anzahl freudiger Gesichtser, denn auf Antrag des Staatsanwalts amnestierte das Gericht durch Beschluß insgesamt neun Ange-schuldigte, die der Hehlerei angeklagt waren, darunter die Ehefrauen Lorenz und Kromer. Ein Angeklagter wurde aus der Haft entlassen. Zuletzt wurden die Zeugen der Raubfälle vernommen.

Kassel. (Ein Hausfluch kostet 10000 Mark.) Vor der Großen Strafkammer in Kassel hatte sich der etwa 35 Jahre alte Badergeselle Karl Mai wegen schwerer Körperverletzung, begangen an dem Dr. ing. Canhaage, dem Präsidenten des Bezirkskonservators in Kassel, zu verantworten. Ohne zu wissen, daß kurz vorher ein Raubfahrverbot für die schmale Bubbengasse im Stadt-teil Wehdeiden ergangen war, fuhr Dr. Canhaage am 15. August v. Js. auf seinem Rade durch die Gasse. Mai stand in der Mitte der Gasse und schlug dem eine Brille tragenden Dr. Canhaage mit der Faust derart auf das linke Auge, daß eine außerordentlich schwere Verletzung entstand. Dr. Canhaage war monatelang dienstunfähig, für die Heilungskosten und für den dauernden Schaden erkannte das Gericht dem Dr. Canhaage eine von dem An-geklagten zu zahlende Buße von 10000 Mark zu. Für die Verurteilung erhielt Mai zwei Jahre Gefängnis, die mit drei anderen Strafen wegen Körperverletzung von zusammen 18 Monaten zu einer Gesamtstrafe von drei Jahren Ge-fängnis zusammengezogen werden.

Darmstadt. (Der Garten am neuen Palais unbehauert.) Die Großherzogliche Haus- und Ver-mögensverwaltung hat bei der Stadt beantragt, durch einen entsprechenden Bebauungsplan den Garten des neuen Palais für unbebauert zu erklären.

Mörfelden. (Wiederherstellung der Selbst-verwaltung in Mörfelden.) Seit etwa einem Jahr wird die Gemeinde Mörfelden, gegen deren kommu-nistischen Bürgermeister Zwilling ein Disziplinarverfahren an-geschoben ist, von einem Beauftragten des Kreisamts Groß-Ges-senhausen verwaltet. Nach längerer Zeit findet wieder einmal eine Gemeinderats-sitzung statt, in der ein Stellvertreter des ver-hinderten Bürgermeisters gewählt werden soll, der die Selbst-verwaltung in Mörfelden wiederhergestellt.

Offenbach. (Nachmals Beigeordnetenwahl in Bieber?) Wie wir erfahren, ist von der SPD ein Antrag gegen die Wahl des am Sonntag zum Beigeordneten ge-wählten, der SPD. angehörenden Peter Pauer, Bräuführer, gestellt worden.

Groß-Rohrheim (Nied.). (Ein ehemaliger Kriegsgefangener schreibt aus Rußland.) Die Anklage lautet: Bei dem Landwirt Georg Hofmann war während des ersten Weltkrieges ein russischer Kriegsgefangener bedienstet. Dieser hat jetzt an Hofmann einen Brief geschrieben, in dem er auf Ueberleitung von Rufen mit Brot bittet. Er und seine Familie hätten kein Brot, weil es zu teuer sei. Hofmann meinte, daß er pro Rubel 110 Rubel, Kartoffeln 30 Rubel, Schweinefleisch pro Pfund 12 Rubel, Butter 20 Rubel, das die r. 22 Rubel, Bezeichnung ist, daß der ehemalige Kriegsgefangene um Beilegung von Briefpapier und Ruverts bitten. Das beides in Rußland nicht zu haben sei.

Mainz. (Tagung der südwestdeutschen Wein-handler in Mainz.) Hier hielt der Bundespräsident des südwestdeutschen Weinhandelsvereins unter der Leitung von Hermann Siegel-Mainz eine Vertreterversammlung, ab, die sich mit wichtigen Fragen des Weinhandels und an-tragte Gefängnisstrafen.

neuen Handelsproble-men wurde durch das Verhältnis zwisch. Aus den Aus-sagen, daß die ver-schieden zu einer freundlichen des Weinbaues und sich die Möglichkeit in Richtlinien eine Zusam-menarbeit zu erreichen. Weiter wichtige Weinhandels-stellung zu dem Be-zug zum Verkauf zu be-her Ausfuhr nach d. als eingehende Beh-

Mainz. (Der diensteleiter.) Auf diensteleiter Zeit in Offenbach, en, nach Mainz ver-

Frankfurt a. M. Schulen geschlo-ssen. Schulen geschlo-ssen worden, für ag, den 27. Januar, der Schulen ist vor-gelegt worden. Auf-geklappt geblieben, weisen aufrecht erhal-ten werden Wärmehallen.

Frankfurt a. M. Die zweite Veramm-lungswahl hatte ein-genommen nach d. ent der umlaufenden-ruar 1933 erfolgte Beschaffung der hier-Mark sind nunmehr war stellen der prei-s Breslauer Schull-anstaltium des Betr-ährend es sich beim-angriff am 30. S. andelt, ist der von d. schlichen Clappen in-fachbar. Die zel-februar ist demnach

Hann. (Die Witwe nach der Hinterlassenschaft an-torbenen wohnhabent-ou ist in der auf ih-Annahme gestohlen w-als einzige Bewohne-ach der Beerdigung-n. Der Einbrecher, nachte eine aus Wa-ente im Gesamtwer-ach dem Ableben von den Erben verfi-

Wiesbaden. (Der tag des Was-es.) Der Regier-egen den Abschluß-derverbandes Rhein-oben worden war, oben die Absicht, nun-heidung zu beibrachte

Die Schlach

Der Totschlag

Am 5. Juli 1932

Alaas Krauß, der 2-jährige Sohn des Alaas Krauß, wurde am 5. Juli 1932 in der Gasse zwischen der Main- und der Rheinstraße in Wiesbaden von einem unbekannten Täter erschossen. Der Täter wurde noch nicht gefasst. Die Leiche wurde am 6. Juli in der Gasse gefunden. Die Polizei sucht nach dem Täter.

Der Scherenschnitt. Der Scherenschnitt ist eine Art von Scherenschnitt, die in der Gasse zwischen der Main- und der Rheinstraße in Wiesbaden gefunden wurde. Der Täter wurde noch nicht gefasst. Die Polizei sucht nach dem Täter.

Die Auslagen der. Die Auslagen der sind die Kosten, die für die Auslagen der sind. Die Auslagen der sind die Kosten, die für die Auslagen der sind.

unter Benutzung vor-
werden. Ein Vor-
vertrages im Regel-
schaftsgerichts. Die
ist zur Beherrschung
einzureichen. Im
Behre unter der aus-
oder des Mädchens
rling" usw. vermerkt

Referat

scheint die Anregung
an maßgebender Stelle
einen Eindruck gemacht zu
haben. Herzogswund der
auch der vielen Allen zu
im vom Strohpförchen
ste 50 Schritt breit
etwa 3 Morgen. Wenn
einer etwas mehr als
ließe, so wären hier-
für ca. 33 a 3 Zentim.
ca. 228 Kubikmeter.
Gemeinde ist je Abm.
für Wasser, um die
Würde man an Main-
weiter breiten Streifen mit
maand beim Fahren oder
dann wäre die größt-
würden sich jugendliche
finden, die bei der
mpaden. Ja es könnte
eittsgeld für die Benut-
Besten der Winterhilfe
eoverwaltung, tue einmal
Zugend den unschuldigen
freund.

Angesand

verhande Lorenz.
mit zu rechnen, daß der
ende erreichen wird. Es
nabrücke und Diebstahl-
lle der Fehler wurden
angab es eine Anzahl
rag des Staatsanwalts
uh insgesamt neun An-
ag waren, darunter die
Ein Angeklagter wurde
urden die Zeugen der

ag kostet 10000
immer in Kassel hatte sich
lle Karl Rai wegen
an dem Dr. ing-
Bezirkskonservators in
wissen, daß kurz vorher
Buddengasse im Stadt-
uhr Dr. Ganhauge am
e durch die Gasse. Rai
e schlug dem eine Briefe
Kaufi betrat auf das
lich schwere Verletzung
matelang dienstfähig.
den dauernden Schaden
ange eine von dem An-
000 Mark zu. Für die
Gefängnis, die mit drei
lehung von zusammen
e von drei Jahren Ge-

am neuen Palais
gliche Haus- und Ver-
Stadt beantragt, durch
n den Garten des neuen
a.

lung der Selbst-
a.) Seit etwa einem
n, gegen deren komm-
ein Disziplinarverfahren
des Kreisamts Groß-Ge-
endet wieder einmal ein
in Stellvertreter des ver-
werden soll, der die Ge-
wäre die Selbstverwal-

Ein ehemaliges
bt aus Rußland).
nt war während des
gener bedienstet. Dieser
geschrieben, in dem er
st Brot bittet. Er und
lehung, begangen an der
es zu teuer sei. Korn-
Kartoffeln 30 Rubel, Kai-
l, Butter 20 Rubel. Der
ehemalige Kriegsgefan-
pfer und Kuberts bittet
ben sei.

üd weidische
Hier hielt der Bund-
ne unter der Leitung
Vertreterversammlung
des Weinhandels und a-

uellen Handelsproblemen der Gegenwart beschäftigt. Zu-
sächst wurde durch den Syndikus Dr. Neemann-Mainz
das Verhältnis zwischen Weinhandel und Weinbau behan-
delt. Aus den Ausführungen Dr. Neemanns ging her-
vor, daß die verschiedenen Verhandlungen der letzten Zeit
in einer freundlichen Haltung der beiden Vertreterschaften
des Weinbaues und Weinhandels geführt haben und daß
ich die Möglichkeit herausgestellt hätte, durch gemeinsame
Richtlinien eine Zusammenarbeit beider Körperschaften zu
erreichen. Weiter wurden im Verlauf der Verhandlungen
wichtige Weinhandelsfragen behandelt, u. a. nahm man
Stellung zu dem Verfahren Schorle-Morle in Flaschen
zum Verkauf zu bringen. Fragen des Weineports und
der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten fanden eben-
falls eingehende Behandlung.

Mainz. (Der neue polizeiliche Außen-
dienstleiter.) Oberleutnant Fendel Sartorius, früher
Außen dienstleiter der Polizei in Darmstadt, dann einige
Zeit in Offenbach, ist als Außen dienstleiter, wie wir erfah-
ren, nach Mainz versetzt worden.

Frankfurt a. M. (Sämtliche Frankfurter
Schulen geschlossen.) In einer Konferenz der städ-
tischen Schulbehörden mit dem Stadtfundamentsamt ist be-
schlossen worden, sämtliche Frankfurter Schulen vom Frei-
tag, den 27. Januar, an zu schließen. Der Wiederbeginn
der Schulen ist vorläufig auf Montag, den 6. Februar,
festgelegt worden. Die Horte und Kindergärten sollen vor-
läufig geöffnet bleiben. Auch die Kinderkrippe wird ein-
stellenweise aufrechterhalten. Für besonders bedürftige Kinder
werden Warmbäder in den einzelnen Stadtteilen errichtet.

Frankfurt a. M. (Die Teilrückzahlung der
Frankfurter Schahonweisungen geklärt.) Die zweite Ver-
sammlung der Inhaber Frankfurter Schahon-
weisungen hatte einen Vorschlag des Gläubigervertreters
angenommen, nach dem eine Teilrückzahlung von 10 Pro-
zent der umlaufenden Schahonweisungen bis zum 1. Fe-
bruar 1933 erfolgen sollte. Die Verhandlungen über die
Beschaffung der hierfür notwendigen ca. 2,8 Millionen
Mark sind nunmehr mit Erfolg abgeschlossen worden und
war stellen der preussische Staat (Dieser mit Rücksicht auf
die Breslauer Schuld an Frankfurt) und das Emissions-
kontingent den Betrag je etwa zur Hälfte zur Verfügung.
Während es sich beim Staat um ein bis Ablauf der Stun-
dungsfrist am 30. September 1934 gewährtes Darlehen
andelt, ist der von den Banken gewährte Kredit in vier-
jährlichen Raten innerhalb der Laufzeit der Stundung
rückzahlbar. Die zehnprozentige Teilrückzahlung am 1.
Februar ist demnach als gesichert anzusehen.

Hanau. (Die Hinterlassenschaft einer
Brau nach der Beeridigung gestohlen.) Die
Hinterlassenschaft an Bargeld und Schmuckstücken der ver-
storbenen wohlhabenden Architektinwitwe Kumpf in Ha-
nau ist in der auf ihre Beeridigung folgenden Nacht durch
Einbruch gestohlen worden. Die betagte Hausbälterin hatte
als einzige Bewohnerin der Villa in den Abendstunden
nach der Beeridigung die Wohnung auf kurze Zeit verlas-
sen. Der Einbrecher, der bis jetzt noch nicht ermittelt ist,
hatte eine aus Bargeld und Schmuckstücken bestehende
Beute im Gesamtwert von etwa 17 000 Mark. Als bald
nach dem Ableben der Witwe war die Hinterlassenschaft
an den Erben versichert worden.

Wiesbaden. (Einbruch gegen den Ver-
trag des Gasversorgungszweckverbandes.) Der Regie-
rungspräsident hat den Einbruch, der
gegen den Abschluß des Zweckverbandes Gasversorgung
zweckverbandes Rheingau mit den Mainkraftwerken er-
bitten worden war, abgewiesen. Die Beschwerdeführer
haben die Absicht, nunmehr den Rechtsweg gegen diese Ent-
scheidung zu beschreiten.

Die Schlacht im Zigeunerwäldchen

Der Totschlag an einem fahrenden Gesellen.

Darmstadt, 28. Januar.
Am 5. Juli 1932 lagerten der 20jährige Korbmadet
Ria, der 27jährige Mathias Krauß, von Beruf
Korbmadet, der 43jährige Eduard Michael, seines
Lebens Seiltänzer und der Händler Ludwig Volkmann,
1 Jahre alt, die dem „fahrenden“ Volk angehören, in
ihren Wagen im „Zigeunerwäldchen“ bei Worms, in der
Nähe der Rheinbrücke, in der Gemarkung Lampertheim.
Sie bekamen Besuch. Von dem Ehepaar Gerhardt Johann,
46 Jahre in Worms und Anna Maria Gerhardt,
die Tochter des ebenfalls mitgekommenen Scherenschleifers
Philipp Kimmel, sowie dessen Sohn, den 39jährigen Arbeiter
Ludwig Kimmel, beide in Ludwigshafen wohnhaft und
bisherlich war auch der 27jährige Arbeiter Lichtenbach aus
Darmstadt mit der Partie. Sämtliche Personen sind mit-
einander irgendwie verwandt.

Das Ehepaar Gerhardt war begleitet von dem Scheren-
schleifer Philipp Kimmel und dem Ludwig Kimmel und
Lichtenbach gekommen, um die Ehefrau des Seiltänzers
Michael zu stellen, die die Ehefrau Gerhardt Dritten gegen-
über beleidigt haben sollte. Dieses zur Rede stellen, artete
stürzlich sehr rasch in eine

„Kugel- und Stecherei“.

Der Scherenschleifer hatte sozusagen ohne Grund dem
Mathias Krauß einen Messerstoß in den Hals versetzt, daß
es ihm das Blut in Strömen floss. Sein Bruder Michael
legte mit einem Prügel auf den Scherenschleifer zweimal
harter, daß ihm Schulterblatt und Schädel zertrümmert
wurde und der Alte im Wormser Krankenhaus starb.

Das gerichtliche Nachspiel.

Die Anklage lautet gegen sämtliche Angeklagte auf Teil-
nahme an einer Schlägerei, bei der ein Mensch getötet wurde.
Michael Krauß hat sich weiter wegen Körperverletzung mit
Tötungsgefahr, der Ehefrau Gerhardt wegen Körper-
verletzung, begangen an der Ehefrau des Seiltänzers und
Ludwig Kimmel wegen Körperverletzung, der den Mathias
Krauß ebenfalls mit dem Messer gestochen hat und zwar
in den Rücken. Die meisten Angeklagten sind vorbestraft,
unter Röll aus Ludwigshafen 38 mal, Volkmann da-
gegen „nur“ 33 mal.

Die Aussagen der Angeklagten und Zeugen sind sehr
widersprüchlich und eben-
falls widersprüchlich. Hier
sollte der Bund-
räsident des Obermedizinalrat Dr. Heide, der den Hauptange-
klagten als Sachverständigen bezeichnet. Der Staatsanwalt
antragte Gefängnisstrafen von 1 Monat bis zu 3 Jahren.

Brinz Carneval regiert!

Worum in Flörsheim Fastnacht?

Wäre Frage wird mancher denken. Warum Fastnacht?
Dah man sich einmal massieren und herumhüpfen kann. —
Gernach, liebe Freunde so leicht ist diese Frage nicht beant-
wortet. Wir wollen davon absehen, das Wesen der Fast-
nacht überhaupt zu untersuchen. Eine Feiertag, die längst in
vorchristlicher Zeit ihr Beispiel hatte, besonders in den latei-
nischen Ländern. Die Saturnalien Roms sind Zeugnis dafür.
Diese Herkunft aus Süden deutet sich gewiß auch damit, daß
die Fastnacht heute fast ausschließlich in katholischen Gegen-
den und hier wieder besonders am lebensfrohen Rhein und
dann in Bayern usw. zu finden ist. — Uns interessiert hier
nur der rheinische Carneval, von diesem wieder die Mainzer
und zuletzt und vor allem die Flörsheimer Fastnacht. Daß
sie ein ganz besonderes Gepräge hat, daß sie ihre ganz spe-
ziellen Eigenarten aufweist, ist gewiß. Wir müssen uns nur
Ruhe geben, diese zu suchen. Ist der Mainzer mit seinem
harmlos-trübseligen Sinn für den Fastnachtshumor ganz be-
sonders qualifiziert, so muß der Flörsheimer als einem derberen
Menschencharakter angehörig — man denke nur an die Vertre-
ter unseres alteingesessenen Tischlerhandes — gewertet wer-
den. Für unsere Gegenwart ist es wichtig, dieses einmalige
und typische des Flörsheimer Fastnachtswesens festzuhalten
und herauszustellen. — Die carnevalistischen Veranstaltungen
Flörsheims in den letzten Jahren sowohl wie in früheren
Zeiten — sie waren vor 40 und mehr Jahren bedeutender
und prunkvoller wie heute — haben das Bestehen dieser Ei-
genart bewiesen. Es kommt auch gewiß nur allein hierauf an,
denn Fastnachtstreiben an und für sich gibt es an vielen
Orten und bei vielen Menschen. Die Flörsheimer Fast-
nacht wie sie ist und was gibt es nur einmal. Es liegt an
uns, dem Publikum der näheren und weiteren Umgebung
Flörsheims die Wahrheit dieses Satzes genügend einzuprä-
gen, dann wird es auch niemals am nötigen Interesse fehlen.
Uns in Flörsheim fehlen die Fremden, die aus irgend einem
Grunde kommen und ein Geschäft ermöglichen. Liefern wir die-
sen Fremden, die wir sonst vernachlässigen, aber z. B. bei der vor-
jährigen Fastnacht zu vielen Tausenden in Flörsheims Mauern
sahen, doch Flörsheimer Fastnacht und Flörsheimer Humor
im besten Sinne des Wortes und wir werden uns einen treuen
Kundenstamm von Freunden und Anhängern für unsere
Gemeinde schaffen.

Also, daß man in Flörsheim Fastnacht feiert ist sozu-
sagen eine Naturnotwendigkeit. Sorgen wir dafür, daß es mit
dem richtigen Verständnis geschieht, damit aus der geistli-

ten Arbeit auch eine Frucht erwächst, die unserem Ort und sei-
ner Bevölkerung zugute kommt. Wie das geschehen muß und
geschehen sollte, kann vielleicht anregungsweise an dieser Stel-
le des Näheren ausgeführt werden. Für heute also: Ja-
wohl, Fastnacht in Flörsheim, weil in der Tradition be-
gründet und für unseren Ort eine Lebensnotwendigkeit.
Harlekin.

§ Bereits 7.59 Uhr beginnt morgen Abend die närr.
Sitzung des Flörsheimer Carnevalvereins im Hirsch. Das
reichhaltige Programm beginnt in pünktliches Beginnen.
Komme daher jeder nicht erst in letzter Minute, denn gerade
den Anfang muß man erlebt haben. Die Kassenöffnung ist
ab 6.30 Uhr. Was es alles zu sehen und zu hören gibt, kann
hier gar nicht all aufgeführt werden und können nur empfeh-
lenswerten Spiegel zeigt, zu besuchen. Darum auf zum Carneval-
len, diese Sitzung die viel Wahres und Zeitgemäßes unter dem
verein in den Hirsch. Anfang 7.59 Uhr

— Verein Edelweiß, Flörsheim. Wie wir berichten
können, findet der so beliebte Maskenball der Edelweiser am
Sonntag, den 12. Februar 1933, abends 8.11 Uhr in der
Rathshaus zum Hirsch statt. Die Vorbereitungen sind in
vollem Gange. Der Edelweiser-Maskenball wird ein Haupt-
schlager für Flörsheim sein. Ferner veranstaltet der Verein
am Samstag, den 4. Februar für seine Mitglieder und Ange-
hörige einen „Bunten Abend“ im Rathshaus. Närrinnen
und Närrer reserviert Euch diese Tage und kommt zum Edel-
weiß. Alles Nähere erfolgt im Inserat.

Roma-Hajha schreibt: „Wir kommen
bald zu Euch und bringen Freude!“
Doch, soviel ich auch gefasnet,
find' die Lösung ich nicht heut.
Roma Hajha sei nicht Kreuzwort —
sei nicht Rätsel unlösbar!
Darum helfi, Ihr Leut vom Denf-Sport,
klärt dies Wort — so sonderbar!

— Wozu heute sparen? So fragen viele Leute. Was ich
habe langt gerade und wenn ich einen Pfennig darüber habe,
gebe ich ihn lieber gleich aus. Nun wenn sie wissen wollen
wozu Sie jetzt sich ein paar Pfennige sparen sollen, dann
haben Sie gleich eine Antwort: „Sparen“? Selbstverständ-
lich, ganz Flörsheim spart schon für den 1. großen Nieder-
kranz-Maskenball am Sonntag, den 5. Februar im Hirsch.
Den muß jeder besucht haben, der ein echter und rechter
Rathshausler sein will.

Sport und Spiel!

Sp.-B. 09 Flörsheim — F.-B. 02 Biebrich

Nach zwei unglücklichen auswärtigen Spielen weilt mor-
gen der F.-B. 02 Biebrich auf dem hiesigen Plage. Allen
dürfte das dramatische Vorspiel in Biebrich noch in Er-
innerung sein. Damals gelang es den Hiesigen, mit Einfluß
ihres ganzen Abnehmens, 7:2 zu gewinnen, nachdem sie an-
fänglich verloren hatten. Biebrich ist mittlerweile besser
geworden. Flörsheim dagegen ist sehr zurückgegangen. Beson-
ders der Sturm ist schwächer geworden. Hier fehlt die ehemals
so gefährliche Schußkraft des Mittel- und der Halbstürmer.
Es muß mehr mit Stützvorlagen in den freien Raum ver-
sucht werden den Gegner zu irritieren. Im Strafraum muß
ohne Rücksicht geschossen werden. Wie im vergangenen Jahre
darf dieses Spiel nicht enden. Jeder Einzelne muß sein
Bestes geben und dazu fair und anständig bleiben. Das
Publikum sei hiermit gewarnt den Spielleiter nicht zu be-
lästigen, widrigenfalls Platzverweis erfolgen muß. (Man
beachte auch ein diesbezüg. Eingelad. in heutiger Nr.).
Das Spiel beginnt um 2.30 Uhr. Heute abend ist im „Löwen“
eine wichtige Mitglieder- und Spielerversammlung. — o —

Fußball im Kreis Wiesbaden

Flörsheim — Biebrich
Gießenheim — Hochheim
Schierstein — Rüsselsheim
Winkel — Rostheim
Raunheim — Weibach

Ein ernstes Wort an die Sportplatzbesucher!

Den fanatischen Sportplatzbesuchern ins Gedächtnis!
Noch sind die Wunden, die das Entscheidungsspiel dem
Sportverein 09 in Wiesbaden geschlagen hat, nicht ge-
heilt. Haben einige Fanatiker den Verein erneut in Mißkredit ge-
bracht. Nach dem Spiel in Hochheim, das von den Hiesigen
unglücklich verloren wurde, pöbelten einige Auswärtige
den Schiedsrichter an, den sie als den Sündenbock für das
verlorene Spiel verantwortlich machen wollten. Zugegeben,
daß der Spielleiter nicht seinen besten Tag hatte, aber den-
selben anzupöbeln und gar noch zu beleidigen, ist dem Verein
nicht gedient, denn wenn die Maulhelden von Hochheim, das
amtliche Organ des Verbandes den „Rider“ zur Hand nehmen,
werden sie folgendes darin lesen:
Androhung der vorläufigen Platzsperr. Nachstehenden
Vereinen wird aufgegeben, künftig für ausreichenden
Schiedsrichterschutz besorgt zu sein, widrigenfalls bei er-
neuten Vorkommnissen unmissverständlich die Platzsperr
verhängt werden dürfte.
Sportverein Flörsheim a. M. (Vorkommnisse in Hochheim).
Welch eine Blamage für den Sportverein, sowie für
die ganze Gemeinde Flörsheim, oder hat man schon vergef-

ten, daß dem Verein für sein Wohlverhalten eine Be-
währungsfrist von 2 Jahren gesetzt ist. Was hatte die An-
pöbelung des Schiedsrichters für einen Zweck? Für den
Sportverein doch sicher gar keinen, denn der ganze Verein
wird durch diese Sache erneut in Mißkredit gezogen. Ohne
Rücksicht auf die Personen ob diesfalls für den Verein
schon etwas getan haben oder nicht, muß hier Wandel ge-
schaffen werden. Strenge Maßnahmen sind unbedingt not-
wendig, will der Verein seinen schon gefährdeten Ruf noch
weiterhin aufs Spiel setzen.

Sollte die Vereinsleitung nicht mit drakonischen Maß-
nahmen vorgehen, so wird die Todesstunde des Sport-
vereins bald geschlagen haben.

Mehrere Mitglieder die Interesse an dem Sportverein haben

Handball.

Flörsheim 1. — Sulzbach 1.
Nach langer Pause empfängt die hiesige Handballmannschaft
des Turnvereins von 1861 die Gleiche von Sulzbach, am
Sonntag vormittag 10.30 Uhr. Ein interessantes Treffen
dürfte diese Paarung zeigen, zumal die Gäste über recht gute
Belegungen innerhalb ihres Mannschaftsgebietes verfügen.
Der Ausgang ist vollkommen offen und dem Besseren Heil
und Sieg! Für Mittwoch abend 8 Uhr ist Hauptzusammen-
kunft aller Spieler in der Turnhalle zwecks Aufstellung der
Mannschaften und Plan für die kommende Saison.

Schach

Carl Blees Gedächtnis-Schachturnier. Der Schachklub
Flörsheim führte das genannte Turnier im Andenken an
seinen im Mai 1931 verstorbenen Gründer und langjäh-
rigen Vorsitzenden in der Zeit vom 4. bis 25. Januar unter
Leitung des derzeitigen Vorsitzenden durch. 14 Spieler be-
warben sich um die Ehre des Sieges und nach sehr spannen-
den Kämpfen konnte Herr Walter Richter der glückliche
Preisträger werden. Er erwarb hierdurch die Berechtigung
die Farben des Schachklubs in den zu Ostern in Bad Em-
sland stattfindenden Tourneen des Mittelrheins. Schachbundes
vertreten zu dürfen. — Seine Leistung ist sehr beachtenswert,
denn aus fünf gespielten Partien erzielte er volle 5 Punkte
Er gewann 2mal gegen seinen härtesten Konkurrenten Hra.
J. Christ, der selbst in zwei sehr gut gespielten Partien die
alten Kämpen des Schachklubs A. Fleisch und G. Treusch hinter
sich ließ! — Die gut durchgeführte Veranstaltung zeigte
deutlich, daß die jüngere Schachgeneration Flörsheims ihre
Meister überlagert hat! Dessen dürfen selbst diese sich freuen,
denn der spielerische Eifer dieser jungen Kämpfer ist bewun-
derndwert und ehrt auf beste Art den Geist des Gründers
unseres Flörsheimer Schachklubs! — Hoffen wir, daß der
Club auch in seinem Verbandsspiel am Sonntag, den 5. Fe-
bruar, hier, gegen den Bruderverein Rüsselsheim einigermaßen
gut abschneidet.
F.

Wiesfeld. (Erfolg einer Selbsthilfsandro-
hung.) Da die Verhandlungen zwischen Landwirtschaft
und Wehgerinnung im Kreise Wiesfeld wegen einer Sen-
kung der Preisspanne zwischen Vieheinkaufspreis und
Fleischverkaufspreis zu einem Ergebnis nicht führten, hat-
ten die Landwirte mit der Errichtung einer Genossenschafts-
schlachtereie gedroht. Infolgedessen ist nunmehr eine Ver-
einbarung zwischen den beteiligten Interessensvertretern
zustande gekommen, nach der die Fleischpreise eine Senkung
erfahren, und daher mit einer Steigerung des Fleischkon-
sums gerechnet werden kann.

Gedenket der hungernden Vögel!

Samstag, 28. Jan. 1933

Zweites Blatt (Nr. 12)

Flörshheimer Zeitung

Verlag und Schriftleitung
Heinrich Dreisbach, Flörshheim

Rückblick

Von Tag zu Tag ändert sich das Bild der deutschen Innenpolitik, ohne daß man auch nur im geringsten zu sehen vermag, wohin der Weg nun eigentlich führen soll. Deht spricht man in parlamentarischen Kreisen wieder einmal von der Möglichkeit einer längeren Vertagung des Reichstages durch den Reichstagsrat, und zwar wollen die Nationalsozialisten den Reichstag erst dann einberufen lassen, wenn die Reichsregierung den Haushaltsplan vorlegen wird. Auf deutschnationaler Seite besteht die Absicht, die Nationalsozialisten von ihrem Antrage abzubringen, während beim Zentrum eine Vertagung nicht gewünscht wird. Zwischen Hugenberg und Dr. Frick fanden Besprechungen statt, bei denen es sich um die Erörterung der Möglichkeit zur Bildung einer anderen Regierung gehandelt haben soll. Eine gewisse Klärung der Lage hat die Kampfanlage der Deutschnationalen an Schleicher gebracht, aber damit keine Entwirrung. Die Gerüchte, die von der Proklamierung eines „Staatsnotstandes“ wissen wollten, auf Grund dessen der Reichstag aufgelöst, jedoch vorläufig keine Neuwahl stattfinden sollte, wurden von der Regierung dementiert. Die Sozialdemokratie hat für den Fall eines „Staatsnotstandes“ härtesten Widerstand, und zwar mit allen Mitteln, angekündigt. Es ist in den letzten Wochen so viel kombiniert und georakelt worden, daß man endlich die Gerüchtemacherei satt hat. Auch der Reichsregierung scheint es so zu gehen. Sie will im Reichstagsrat nun unter allen Umständen eine klare Entscheidung erzwingen. Wie man hört, wäre die Regierung nur mit einer längeren Vertagung des Reichstages einverstanden, die ihr die Möglichkeit ungehörter jählicher Arbeit gebe. Tatsächlich ist die Lage augenblicklich so, daß unbedingt etwas getan werden muß, um den verworrenen Verhältnissen ein Ende zu machen, die für die Wirtschaftsentwicklung das größte Hindernis bilden. Die Wirtschaft braucht endlich einmal Vertrauen, das aber durch die bisherigen, gänzlich fruchtlos verlaufenen Parteibesprechungen in keiner Weise gefördert werden konnte.

Gleich die erste Präsidialsignatur der wiederzusammentretenen Abrüstungskonferenz hat zu einem scharfen Zusammenstoß geführt, den Benesch verursacht, und in dem ihm der deutsche Vertreter, Vosschäfer, Adolphi, sehr entschieden und wirkungsvoll entgegentrat. Benesch forderte Strafflosigkeit solcher Landesverräter, die dem Kontrollausschuß Mitteilungen über geheime, verbotene Rüstungen ihres eigenen Landes machen, und er äußerte dabei, derartige Personen seien auf eine Stufe zu stellen mit den Minderheiten, die beim Völkerverbund Beschwerden gegen die Regierungen ihrer Länder anbrachten. Die Anspielung war deutlich; sie galt ganz offensichtlich den deutschen Minderheiten, die sich gerade in letzter Zeit zu zahlreichen Klagen beim Völkerverbund veranlaßt gesehen haben. Vosschäfer Adolphi sprang sofort ein und lehnte mit äußerster Entschiedenheit einen solchen Vergleich zwischen Landesverrättern und pflichtgemäß handelnden Minderheitsvertretern ab, wobei er betonte, daß die Beschwerden der Minderheiten ihre Berechtigung in den internationalen Verträgen finden und infolgedessen der Vergleich Benesch's eine schwere Kränkung darstelle. Da Benesch sich nicht veranlaßt sah, von seiner ersten Äußerung abzurufen, hat der deutsche Vertreter in aller Form an den Kontrollausschuß appelliert, und der Präsident der Abrüstungskonferenz hat den Ausschuhvorsitzenden und den Generalsekretär damit beauftragt, die Formel über die Landesverräter umzuformulieren. Das Auftreten Benesch's hat starkes Befremden hervorgerufen und gleich in die erste Sitzung der Abrüstungskonferenz eine Spannung und einen Mißton gebracht. Die entschiedene Haltung des deutschen Delegationsführers ist allgemein inwieweit aufauf-



Deutsch-englischer Bogkampf in London.

Bei dem Bogkampfabend in der Londoner Albert Hall konnte der deutsche Schwergewichtler Walter Reusel (links) den australischen Meister Cook (rechts) nach Punkten überlegen schlagen. Die Gegner schütteln sich nach dem Kampf die Hände.

nommen worden und verdient insbesondere den Dank der Minderheiten

Die französische Kammer hat die bereits für Dienstag erwartete Aussprache über den Finanzplanierungsplan vertagen müssen, weil der Finanzausschuß die Vorarbeiten nicht fristgemäß zu Ende führen konnte. An dem Programm, das der Finanzminister Chéron vorgelegt hat, sind im Ausschuh zahlreiche Änderungen vorgenommen worden, die in erster Linie auf den Widerstand der Sozialisten und auf Anträge von ihrer Seite zurückgehen. Eine besondere Rolle spielt in dem Kampf um das französische Budget der Aufwand für militärische Zwecke. Hier hat der Kriegsminister Daladier seine Mittel bis zum äußersten verteidigt. Auch der Marineminister hat heftig gegen Streichungen an seinem Etat gekämpft und dabei insbesondere mit dem Hinweis operiert, daß die französische Flotte Italien gegenüber im Rückstand geraten sei. Als dann in einer zusammenfassenden, sehr scharfen Diskussion der Finanzminister Chéron selbst dem Ausschuh Rede stehen mußte, konnte er nicht an dem Eindruck vorbeikommen, daß seine Aussichten von dem Plenum der Kammer alles andere als rosig sind. Die Kammer hat als Ausgangspunkt ihrer Debatte die Vorschläge des Ausschusses, in denen wichtige Positionen des Regierungsprogramms gestrichen und abgeändert sind, während der Minister noch immer entschlossen ist, dieses Programm in seinen großen Linien zu verteidigen. Die Suche nach einem Kompromiß hat dazu geführt, daß man die Kammerdebatte noch einmal verschob, aber niemand sieht recht, wie sich in dieser Schonfrist die Lage zugunsten des Finanzministers ändern könnte.

Der grundsätzliche Ankündigung über die Aussprache Hoover-Roosevelt sind rasch Tatsachen gefolgt. England und die übrigen nicht säumigen Schuldner Amerikas, d. h. alle, mit Ausnahme Frankreichs, Polens und Belgiens, sind in den letzten Tagen zu Verhandlungen in der Zeit nach dem 4. März eingeladen worden. Die Antwort Englands liegt bereits vor, und die Auseinandersetzungen über das Verhandlungsprogramm sind in vollem Gange. Entscheidend in der veröffentlichten Antwort des britischen Auswärtigen Amtes auf die amerikanische Einladung ist die Erklärung, daß bei den englisch-amerikan-

ischen Besprechungen über Wirtschaftsraten wohl ein Gedankenaustausch gepflogen, aber keinerlei Entscheidung getroffen werden kann, ehe die Weltwirtschaftskonferenz in Anwesenheit aller dazu eingeladenen Staaten zusammengetreten ist. Wenn England in dieser Weise die Bedeutung der geplanten Weltwirtschaftskonferenz, zu deren Präsidenten Macdonald bestimmt worden ist, nicht verbunkeln lassen will, so liegt darin mehr als nur eine Prestigefrage: Es ist vor allem das Bestreben, die für England lebenswichtigen Fragen wie Goldwährung, Empirepräferenzen und dergleichen nicht unter dem Druck rein finanzieller Erwägungen entscheiden zu müssen. Interessant und von dem Wunsch nach Erweiterung des Kreises der Verhandlungsteilnehmer bestimmt ist die englische Anregung an Amerika, auch Frankreich im März heranzuziehen. Diese auf Grund des Laufanner Vertrauensabkommens gemachte Anregung würde freilich den sachlichen Gegensatz zwischen dem amerikanischen und dem französischen Standpunkt nicht überbrücken. Frankreich hält vorläufig an seiner These von der Verbindung zwischen Kriegsschulden und Reparationen fest und fühlt sich sehr sicher in dem Bewußtsein, daß eine endgültige Entscheidung ohne Frankreich nicht getroffen werden könne.

Eine Frau im Auto entführt. — Die Leiche geborgen.

Algen. Bei Rauchenheim in der Pfalz wurde die Leiche der 33jährigen Ehefrau Frieda geborene Zimmermann, zuletzt in Albig wohnhaft, aus der Selz geborgen. Die Frau war am vergangenen Freitag nach Rauchenheim gegangen, um ihre dort wohnenden Eltern zu besuchen. Sie befand sich bereits auf dem Rückweg und hatte ein Paket bei sich. Wie festgestellt ist, hielt die Frau in Algen — wie des öfteren schon — ein Personenauto an, um, da sie so gerne Auto fuhr, mit nach Albig genommen zu werden. Diesmal scheint die Frau in falsche Hände gekommen zu sein. Der Umstand, daß die Frau etwa 100 Meter von ihrem Heimatort entfernt in der Selz tot aufgefunden wurde, läßt zweifellos den Schluß zu, daß die Frau von den Autoinsassen entführt worden ist. Die eigentliche Todesursache konnte noch nicht festgestellt werden. Die Section der Leiche wird hier erst Klarheit schaffen. Es ist keinesfalls anzunehmen, daß die Frau Selbstmord begangen hat. Sie war auf dem Heimweg noch von ihrem Bruder gesprochen worden, sie war ferner noch am Bahnhof in Algen um die Heimfahrt anzutreten, ging aber dann doch zu Fuß weiter, weil sie den Zug nicht mehr erreichen konnte.

Frankfurt a. M. (Die Frankfurter Gripperepidemie.) Von amtlicher Stelle wird mitgeteilt: Die Grippeerkrankungen haben seit etwa 10 Tagen an Umfang zugenommen, so daß man von einem epidemischen Ausbruch sprechen kann. Dementsprechend hat ein starker Zugang zu den Krankenanstalten eingeleitet. Der Charakter der Epidemie weist bisher keine bedrohlichen Symptome auf. Seitens des Stadigesundheitsamtes wurden wegen der zahlreichen Erkrankungen in den Schulen etwa 100 Klassen und 3 Schulen vorübergehend geschlossen. Im Krankenhaus Sachsenhausen ist Vorsorge für den vermehrten Zugang durch Eröffnung der sonst geschlossenen Stationen und weitere Umstellungen getroffen worden. Auch die privaten Krankenanstalten haben nur noch wenige freie Betten zur Verfügung. Sollten die im Betrieb befindlichen Betten der städtischen und privaten Krankenanstalten nicht ausreichen, so ist Vorsorge getroffen, daß Notstationen in Betrieb genommen werden können. Der Besuch bei Grippeerkrankungen im Städtischen Krankenhaus Sachsenhausen muß wegen der Ansteckungsgefahr bis auf Weiteres unterbleiben.

Winta und Lore.

Roman von Wolfgang Kiemer.

In einem der nächsten Tage wurde in der Pfarrkirche für die so früh Heimgegangene eine stille Gedächtnisfeier gelesen, an der fast die ganze Stadt teilnahm. Von Hauptmann Ritter und seiner Frau, auch von Dr. Hagen, waren Briefe gekommen, in denen sie Hermann und den Oberstleutnant ihrer innigsten Teilnahme versicherten. Zwischen den Zeilen war zu lesen, wie erschüttert sie von der furchtbaren Nachricht gewesen waren, die sie erst kaum fassen konnten.

Lore sah, wie Hermann elend war, wie er litt. Sie suchte in ihrer stillen, so beruhigend wirkenden Art ihm alles aus dem Wege zu räumen, was ihn immer aufs neue wieder in Aufregung versetzte.

Frau Raßbühler war tröstlos. Hermanns Brief hatte sie ganz niedergedrückt. Sie schrieb an Lore, daß und beschwor sie, Hermann zur Seite zu stehen und ihm, so gut als möglich über die schweren Stunden hinwegzuhelfen.

Lore hätte das gerne getan, so gerne, allein ihre Macht reichte leider nicht so weit. Ihr Gefasel Hermann gar nicht. Er zeigte für nichts mehr Interesse, war müde und teilnahmslos und mied sein Kind. Er sprach zu Hause überhaupt nur wenig und sah, wenn er sich unbedacht glaubte, mit so merkwürdig starrer Blässe vor sich hin, daß Lore angst und bange wurde. Freilich, sie wußte noch nicht alles, wußte nicht, wie sehr die letzten drei Jahre seine Kräfte verbraucht hatten, sie dachte nur, daß Wintars schreckliches Ende ihn so niedergedrückt habe, und sie hoffte zuversichtlich, daß die alles heilende Zeit auch diese Wunde schließen werde.

Hermann aber war am Ende seiner Kraft. Er spürte es, daß es nicht mehr lange so gehen werde, verließ seinen Posten jedoch nicht und hielt sich etwa noch zwei Wochen aufrecht. Welche Mühe ihm dies kostete, ahnte kein Mensch. Dann freilich kam fast naturnotwendig der übliche Zusammenbruch. Die gequälten, überreizten, überanstrengten und geschwächten Nerven versagten plötzlich ihren Dienst.

Während einer Gerichtsverhandlung, die Hermann leitete, wurde es ihm plötzlich schwarz vor den Augen, er hörte noch die Stimme eines der Anwälte, der eben sprach, verstand aber die Worte nicht mehr. Er wollte sich rasch erheben,

wäre aber gefallen, hätten ihn nicht sein Schreiber und der Rechtsanwalt aufgefangen. Sie führten ihn zum Fenster, und an der frischen Luft erholte sich Hermann bald wieder etwas. Die Verhandlung aber mußte abgebrochen werden, da Hermann nicht fähig war, sie fortzusetzen.

Graf begleitete seinen Freund nach Hause.

„Graf“, meinte Hermann mit trübem Lächeln, „dieses Mal hat es mich anständig. Ich bin mit meinen Nerven fertig.“

„Es war zu viel, was über dich gekommen ist, du könntest die besten Nerven in Frankreich gehen. Jetzt aber ist Schluß. Du mußt heraus, am besten fort von Bregenz, und zwar so schnell als möglich. Dr. Seifert wird dir dasselbe raten.“

In der Villa wartete bereits der von Graf telephonisch verständigte Arzt.

Als Hermann und Graf endlich kamen, sie hatten sehr lange zu dem kurzen Wege gebraucht, da fragte Lore voll Angst: „Hermann, was ist denn geschehen? Dr. Seifert kam vor fünf Minuten. Herr Graf hätte ihm telephoniert, er möge gleich zu uns kommen, dir sei nicht wohl. Papa und ich sind nicht schlecht erschrocken.“

„Ihr müßt euch nicht ängstigen“, sprach Hermann mit matter Stimme und einem schwachen Versuch zu lächeln, „die Nerven streiken und wollen nicht mehr mitun. Sie lassen mich schändlich im Stich.“

Als der Arzt Hermann lange und gründlich untersucht hatte, da sprach er: „Herr Doktor, Sie wissen wohl selbst, daß Ihre inneren Organe alle gesund sind, aber mit Ihren Nerven steht es schlecht. Die sind vollständig herunter. Dazu eine Herzneurose. Es ist gar nicht daran zu denken, daß Sie noch weiter im Dienst bleiben. Sie müssen ausspannen, und zwar für lange Zeit. Ich rate Ihnen, Bregenz zu verlassen, damit Sie in ganz andere Verhältnisse kommen, weg von den Erinnerungen. Dann ist eine Gefundung wohl möglich. Aufregungen sind zu meiden, geistige Anstrengung auf das Mindestmaß herabzusetzen, sonst, Herr Doktor, ich sage es Ihnen offen, ist ein schweres geistiges und körperliches Siechtum die unabwendbare Folge. Nehmen Sie mit Ihrem Herrn Chef Rücksprache und lassen Sie sich gleich auch vom Herrn Ober-Bezirksarzt untersuchen, den ich vorher unterrichten werde. Es ist unbedingt erforderlich, daß Sie sofort Urlaub nehmen.“

Hermann hatte jede Willenskraft verloren. Es war ihm so elend zumute, daß er einen schnellen Tod diesem Jammerzustand vorgezogen hätte, aber Lore redete ihm solche Gedanken energisch aus.

„Hermann, du darfst nicht alles über Bord werfen, denke an Mutter und an Bab, die Anspannung auf dich erheben. Weißt du was, Hermann, wir gehen heim nach Bogen zu Mutter; sie und ich werden dich gesundpflegen.“

„Ausgezeichnet“, sprach Dr. Seifert. „Dieser Vorschlag ist der beste. Ja, Herr Doktor, gehen Sie heim, ins sonnige Südtirol, bei Mutter ist es am besten, und die liebe, alte Heimat wird auch das Ihre tun; Ihre Jugend und sonst kräftige Körperbeschaffenheit werden mithelfen. Für eine gute Pflege ist gesorgt, da müssen Sie wieder gesund werden. Und nun noch einige Verhaltensmaßregeln.“

Dr. Seifert erklärte Lore, was für den Patienten zunächst gut wäre, vor allem aber verbot er ihm den Alkohol. „Jeder Tropfen ist Gift für Sie, Herr Doktor.“

„Darf ich wenigstens rauchen?“ fragte Hermann.

„Fünf bis sechs Stück der leichtesten Sorte im Tage. Gnädiges Fräulein“, der Arzt wandte sich an Lore. „Sie haben es gehört, fünf bis sechs Stück, mehr nicht.“

Lore lächelte.

„Ich werde strenge und unbarmherzig sein, Herr Doktor. Wir müssen Hermann wieder gesund machen.“

„Dann bin ich ganz beruhigt“, sprach Dr. Seifert, sich verabschiedend. „Herr Doktor, lassen Sie den Mut nicht sinken, Sie sind noch jung und können wieder lernen, das Leben zu lieben, wenn Sie nur ein bißchen wollen.“

Graf ging gleich zu Rat Morigl. Am Nachmittag kam der Ober-Bezirksarzt, den Dr. Seifert verständigt hatte, persönlich zu Hermann. Das andere war nur mehr Formsache, und wenige Tage später hatte Hermann einen zehntonatigen Urlaub erhalten.

Als er sich etwas wohler fühlte, ging er zum letzten Male ins Amt, übergab seinem zur Aushilfe bereits eingetroffenen Nachfolger seine Abteilung und nahm dann von Kollegen, Beamten und Dienern Abschied. Mit unsagbar schwerem Gemüte verließ er die Stätte seines ersten Wirkens, die er vor gar nicht so langer Zeit so freudig und kraftfüll betreten hatte.

Lore hatte ihrer Tante geschrieben, sie vorbereiten und in lieben Worten getröstet. (Fortsetzung folgt.)



GEORG BUCHER

Ruf aus der Sahara

Fluch der Fremden-Legion!

COPYRIGHT 1932
BY EDEN-VERLAG BERLIN

17. Fortsetzung

Nacht — eine stille, unheimliche, schwüle Nacht lag über den erleuchteten Baracken Tequars und dessen Glend. Vor den Baracken hin und wieder der Schritt einer Legionswache — das Funkeln eines aufgeflossenen Bajonnetts — ein glänzendes Zigarettenende. Im Innern der Schmutzhöhle rasselndes Schnarchen, wo die von der schweren Fronarbeit Erschöpften geplagt von wirren Träumen und Ungeheuer einem neuen Glendstage entgegenkullerten.

Sergeant Hübner hatte seinen seine Wachen kontrolliert und begab sich wieder in das lange Brettergebäude, das Capitaine Seres und die Oberaufseher beherbergte. Hallbacher hatte im fahlen Büro des Kommandanten Dienst. Er hatte weiter nichts zu tun, als sich in einem bequemen Sessel zu räkeln und dafür Sorge zu tragen, daß niemand das Büro durchquerte, um etwa durch den angrenzenden Korridor in das Kommandanten Schlafzimmer zu gelangen. Nur ein großglühender Feigling, wie Seres, konnte so erbärmliche Dienstbefehle aus Angst um die eigene Sicherheit erteilen. „Na?“ Hallbacher schaute erregt auf, als Hübner zu ihm ins Büro trat. Sie wußten, daß Seres kein Wort Deutsch verstand, immerhin war Vorlicht, und zwar äußerster Vorlicht, bei ihrem Vorhaben sehr am Platze.

„Ich werde in einer Viertelstunde Barade 5 kontrollieren. Du kannst rasch für einen Spruch mitkommen, Hallbacher!“

„Töchter werde ich“, raunte Hallbacher und wurde sehr ernst. „Der Alois hat uns heute abend gleich erkannt, und ich verstehe seine Ohnmacht: es muß etwas Ueberwältigendes für den armen Kerl gewesen sein, dich und uns plötzlich in Tequar zu sehen. Wir hatten bei der ganzen Sache noch Glück. Afrikaner, denn der Alois hätte vor Freude ebenso gut verrückt werden und dadurch alles verraten können. Mit der Ohnmacht können wir also nur zufrieden sein. Nur diesen elenden, rothaarigen Costaud möchte ich einmal unter die Hände bekommen; er könnte dann was erleben. Ich wette, daß der Alois heute nacht vor Freude und Aufregung kein Auge zumacht.“

Hübner kam mit zuckendem Gesicht auf einen Stuhl. „Der Fatalist hat für mich heute alles gerichtet, Hallbacher, denn ich war drauß und dran, diesen rothaarigen Costaud niederzuknallen wie einen tollen Hund.“

„Es gibt Zeiten, wo der Fatalist potent ist, Afrikaner. Stets wenn es brenzlich wird, nimmt Werner die Schwarzbürste von der Nase und packt die Lage beim Schopfe.“

„Daß ich nur dich nicht davon packe, Hallbacher“, brumnte es von der Tür her, und der Fatalist trat ein, zwei volle Weinflaschen unter dem Arm. „Ein Schlückchen gefällig, Messieurs? Was ich sagen möchte, Afrikaner: wenn wir nachher Barade 5 revidieren, dann sieh zu, daß du den rothaarigen Hund von Costaud beim Widel friegst, sonst tue ich es. Irgendein kleiner Vorwand läßt sich bei gutem Willen schon an den Haaren herbeiziehen, denke ich.“

„Klebst du von dir, Alter, so lautlos an alle Freunde heranzukleichen“, tadelte Hallbacher und legte in Erwartung des Weines vorstehend die Lippen.

„Ich könnte ja erst noch einen Legionär schicken, um mich bei dir altem Säuer anmelden zu lassen. Ullere Lage ist so schon fatal genug, und wir stecken bis zum Hals im Bed hier. Prost!“

Alois lag nach auf seinem elenden, von Wanzen wimmelnden Lager, die erschreckend glanzlos gewordenen Blauaugen weit und starr gegen die Blechdecke der erleuchteten Barade gerichtet. Kaum daß er die Schmerzen in seinen von den roten Fußtritten des Costauds blau und grün angelaufenen Hüfte spürte oder die gierigen Wanzen, die sich auf seinem abgemagerten Körper tummelten. Nur die ungeduldige, ungläubige Freude in seinem Innern spürte er noch. Diese so seltsame Freude, die ihm Tränen in die Augen trieb. So oft in diesen endlosen, letzten Wochen war das heiße, bittere Raß über sein junges Gesicht geströmt, das vom Glend Tequars erschütternde Linien der Greisenhaftigkeit aufgestemmt bekommen hatte.

Vielleicht nahm nun das Brauenhafte doch ein Ende. Das war ja nur noch die eine und letzte Hoffnung in seinem jetzigen Dasein gewesen: der Hübner Sepp. Und diese Hoffnung hatte sich in aller Ungeheuerlichkeit erfüllt: freiwillig war Kellers Schatz nach Tequar gekommen, und mit ihm Hallbacher und Werner. Gekommen, um ihm zu helfen! Anders konnte es nicht sein.

Stärker rannen die Tränen über das Gesicht des jungen Sträflings. Er konnte und durfte nicht schlafen, denn der Hübner Sepp konnte jede Minute zum Revidieren kommen. Vielleicht fand er dann irgend etwas zu tadeln, so daß es möglich war, seine liebe Stimme einzutrinken. Nachher einschlafen und nie wieder aufwachen — am Morgen tot sein, damit das Glend und der grenzenlose Jammer ein Ende nähmen. Es wäre das beste und barmherzigste, denn: Alois hatte nicht die leiseste Hoffnung, daß es Hübner gelingen würde, ihn der Hölle Tequars zu entreißen. Genuß hatte Alois von seinen Mitgefangenen über die Hoffungslosigkeit einer einmaligen Flucht aus Tequar gehört. Noch nie war es einem Sträfling gelungen, von hier zu entkommen. Hübner würde es auch bald erkennen müssen.

Blötzlich quoll es heiß in Alois auf. Er hörte draußen im Freien die kurzen, scharfen Befehle einer wohlbekannten Stimme. Dann rasselten auch schon die Ketten und Schlüssel an der Baradentür, und eilig erhob sich beim begehrten Fensterplatz drüben der rothaarige Costaud von seinem prüfungsartigen Gestell, um sich, wie es die strengen Vorschriften erforderten, in Haltung zum Wenden bereit beim langen Baradentisch in den heißen Campenchein zu stellen.

Da trat auch schon der Sergeant der Wache Hübner mit den Korporalen Werner und Hallbacher ein, gefolgt von drei Legionären mit aufgeflossenen Bajonnetts.

„Gardez-vous!“, schnappte der Costaud gegen seine sich nach gewordenen Sträflinge, die sich blickartig auf ihren schmutzigen Bettgestellen hochlegten. Mit ihnen der Alois, denn er wußte ja, was einen Sträfling von der Faust des Costauds später erwartete, wenn nicht alles kommandomäßig klappte. Die harten Blicke des Costauds fuhren prüfend in die Runde. Alle sahen wie Kerzen da.

Mit sich selbst zufrieden wandte sich der Costaud mit vertraulichem Grinsen an Hübner und: „Welche alles in bester Ordnung, Sergeant!“

Werner und Hallbacher sahen, wie es in den Augen Hübners in dämonischer Freude aufglühte und sein Gesicht zur Tigermiene wurde. Dann trachte auch schon seine riesige Faust voll in des rothaarigen Costauds Gesicht, einen dicken Blutstrom aus der Nase des Aufschreienden bringend. Die Wucht des Schläges warf den Costaud halb über den langen Tisch der Barade hin.

„Hund, — wie werde ich von dir tituliert? Heißt es „Sergeant“ oder „mon Sergeant“, du räudiges Vieh?“, schnappte Hübner grimmig, und Hallbacher schmunzelte übers ganze Gesicht; der Afrikaner hatte da erstaunlich rasch einen Vorwand gefunden, um die roten Fußtritte vom Abend weitzumachen.

„Ich werde dir Kanaille noch wahre Wunder der Schinderei beibringen“, fuhr Hübner grimmig fort und hob den Fuß. Das hatte zur Folge, daß der aufwimmernde Costaud wie ein breitspreizter Frosch jenseits des Tisches auf allen vieren landete, wo er sich wühlend vor Schmerz und Angst aufraffte.



„Gnade, mon Sergeant“, wimmerte er. Er hatte hier keinen Meister gefunden und mit den in Aussicht gestellten Wunderdingen schien es bei diesem Wachtgeanten völlig zu stimmen.

Ohne sich weiter um den blutenden, sich mühsam in Haltung reckenden Costaud zu kümmern, schritt Hübner mit den grinsenden Korporalen Werner und Hallbacher die langen Bettreihen ab, bald diesen, bald jenen der aufrecht dastehenden, vor Angst und Entsetzen zitternden Sträflinge anknappend. Ihren Costaud — ihren riesigen Costaud hatte er wie eine Puppe niedergebügelt und mit einem Fußtritt wie einen leichten Ball fortgeschleudert. Bei diesem Dämon hier konnte man also allerhand erleben, wenn man keinen Grimm irgendeiner herausforderte.

Hübner schenkte sich den Teufel um Wanzen zu scheren, denn es kam verbliebene Male vor, daß seine Hand auf der lächerlichen Suche nach versteckten Messern und dergleichen unter das schmierige Kopfstücken eines der Gefangenen fuhr.

Auch Alois Bernauer, der die Nummer 14 328 trug, wurde von Hübner angeknappt. Auch bei ihm fuhr Hübners rechte Hand auf die Suche nach verbotenen Gegenständen unter das schmierige Kopfstücken ganz so wie es ein mit seinem Dienst sehr genau nehmender Wachschef in den ersten paar Wochen seines Tequarer Aufenthaltes eben machte.

„Scheint alles in Ordnung zu sein“, sagte Hübner kurz zu Hallbacher und schien es plötzlich satt zu haben, noch weitere Betten zu revidieren. Er winkte seine Legionäre hinaus und folgte als Begleiter, dem zitternden, entlegenen Costaud noch einen letzten, grimmigen Blick zuwerfend. Dann schoben sie von draußen die dicken Riegel vor, rasselten die Ketten und Schlüssel — entsicherten sich die Schritte der Wachen.

Erst jetzt kam wieder Leben in die Gestalt des Costauds; er wühlte sich das immer noch rinnende Blut aus dem Gesicht, schaute sich grauenhaft wild in der Barade um und wehe, wenn er bei einem der Sträflinge eine höhnische Miene gefunden hätte: es würde diesem Törichtesten die ganze lobende Wut des Costauds eingebracht haben. Leise, wilde Vermahnungen murrend, schleppte er sich nach seinem Bett zurück und winkte herrlich mit der Hand, das Signal für die Sträflinge, sich wieder hinzulegen. Alle gehorchten ihm und eilig nur einer nicht. Seine Gedanken waren im Augenblick ganz wo anders, so daß ihm das Winksignal des Costauds völlig entging und er weiterhin noch fleißig und zurecht auf seinem elenden Bettgestell lag. Erst ein fauchender Laut ähnlich dem Jüchen einer gereizten Schlange machte Alois auf den Costaud aufmerksam, der sein Jögern wohl falsch aufgefaßt haben mußte und fuhr herausfordernd den Troß hielt. Umlomene konnte dem Costaud dieser Gedanke kommen, da er vor einigen Stunden Nr. 14 328 mit roten Fußtritten traktiert hatte.

„Hund —?“ Mit einigen großen Sprüngen war der Costaud bei Alois und hob zitternd vor Hallerei die Faust. Er hatte keine Ahnung davon, daß der Wachtgeant, der ihn vorher geprügelt, noch an dem schmalen Guckloch vor der Baradentür stand und nun einige Schritte zurückschneelte. Dann hallte seine Stimme tigergleich auf:

„Weringer: behalte vor allem dies Kattenloch hier unter harter Aufsicht. Diesen rothaarigen Hund da drinnen

möchte ich mit bei der ersten besten Gelegenheit wieder vornehmen. Sobald auch nur das Geringste hier drinnen zu hören ist, ist es mir zu melden, verstanden!“

Die Hand des Costauds laut zitternd herab und seine Augen quollen vor Entlegen aus den Höhlen. Dann taumelte er wimmernd nach seinem Lager. Seine Sträflinge hatten nichts mehr von ihm zu befürchten, denn — dieser Dämon draußen hatte es so loben geliebt — daß er nach der ersten besten, kleinsten Gelegenheit legte, weiterhin seinen Grimm an ihm auszulassen. Der einzige Schrei eines etwa traktierten Gefangenen von Barade 5 konnte schließlich dem Sergeant diese erlebte Gelegenheit bringen! —

Kurz nur sind die Nächte Tequars und beinahe endlos seine glühenden Tagesstunden der Fronarbeit draußen bei der Opferstraße.

Deshalb dauerte es keine fünf Minuten nach der Revision durch den neuen Wachtgeanten, und in Barade 5 lag schon wieder alles in bleiernem, schnarchenden Schlaf bis auf den Costaud und Alois Bernauer, der verstoßen, unendlich verstoßen, unter seinem Kopfstücken einen Zettel und eine halbe Tafel Schokolade hervorbrachte. — Vom Hübner Sepp — für ihn!

Draußen im Lager die monotonen Schritte der Legionswachen. Eine Viertelstunde um die andere verging, und auch der Costaud zählte zu denen, die schliefen. Nur Alois nicht. Er konnte nicht — las immer und immer wieder den Zettel Hübners, knabberte an dem Kostbaren, das Schokolade hieß, und las dann wieder Hübners Worte des Trostes und Aufgebens.

Eine Viertelstunde um die andere, in Nacht und Glend über Tequar — mit dem unhörbaren Weinen eines Kindes — eines unendlich Glücklichen, wie ihn Tequar noch nie unter seiner Elendsklar beisehen.

„Meinet —?“ Es war ein Hauch von den blassen Lippen Alois.

„Der Sepp wird es versuchen; irgendwie! I kann nun wieder an unsern Herrgott glauben!“

Hübners Zettel sorgfältig verschluckt, damit ja kein einziger, verräterischer Zeuge durch Zufall gefunden werden konnte, legte sich Alois auf das nach gewordene Strohkissen zurück. Schlafen! er mußte. Und wenn es nur zwei, drei Stunden waren, denn zu hart war die Arbeit, die ihn am Morgen bei der Opferstraße Tequars erwarten würde.

XVI.

In den zwei Wochen, die Hübner schon in Tequar weilte, war er mit seinen Plänen noch um nichts weiter gekommen, handelte es sich doch um etwas geradezu Unmögliches: den Alois nachts aus der hell erleuchteten Barade herauszubringen. Und doch — wenn Richard Bender den Befehl des Handels landete, mußte dies geschehen. Wie aber, ohne einen wahren, frucht- und sinnlosen Gewaltakt? Da war mit fünfzig Sträflingen zu rechnen wie auch mit den eigenen Legionären, die bei etwaigem Verdächtigem sofort Alarm schlagen würden. Mit unendlich vielem war da zu rechnen, und Hübner fand keinen erfolgversprechenden Plan.

Auch Hallbacher strengte sich mächtig an, ohne Erfolg. Nur der Fatalist Werner lagte wenig, und gelang es doch einmal, dann war das wenigstens nicht eben begreifbar. Hallbacher bekam jedesmal eine Gänsehaut, wenn der Fatalist nur zum Sprechen ansetzte.

Bei allem schenkte sich Werner in Tequar von den Dreien am wohlsten und heimlichsten zu fühlen. Er hatte sich von Hübner dickförmig ausbedungen, daß er und nur er allein als Korporal den Eskortdienst übernehmen durfte und wollte nun leidend täglich draußen bei der Opferstraße, wo er schon mit jedem Aufseher und Oberaufseher Freund war. Er amüsierte sie mit den tollsten Scherzen und Erzählungen aus seinem langen, buntbewegten Legionärsleben und freudete sich immer besser bei ihnen ein. Spott verstand Werner jedoch nicht, sobald es sich um die Gefangenenauflösung von und nach dem Steinbruch handelte. In dieser Beziehung war er äußerst streng und genau, ganz wie es den Aufsehern behagte.

Eines Nachmittags schlenderten Hübner und Hallbacher wie so oft aus dem Lager zur Opferstraße hinaus, wo sie die Aufseher flüchtig begrüßten und sich dann abseits der großen Frontkolonnen im Schatten einiger Werkzeugwagen in den weichen Sand lagerten.

Schon eine Szene sollte einmal von einem Filmmannchen mit der Kamera festgehalten werden. „Afrikaner“, knurrte Hallbacher und drehte sich eine Zigarette. „Nur einmal eine lästige Aufnahme von etwa zwei Meter Straßenbau Tequars. Es würde jedes kluge Drama und jeden Sittenfilm in den Schatten stellen und dem sensationshungrigen Publikum mal einen edigen Nervenkitzel verschaffen. Zwei nette Großaufnahmen gäbe das, Afrikaner: wie jetzt gerade der Aufseher Recrut mit seiner Riesenpeitsche die Sträflinge über den aufgeworfenen Schotter treibt. Nach dieser Szene müßte dann sofort eine Großaufnahme von einer Bleichhülle Sträflingsgeiern folgen; von jenen Erblen von gestern abend, in denen die Waden Polka tanzten. Der Film gäbe einen Kassenschlager, mon brave!“

Hübner nickte krampfhaft, bis die Zähne zulammen und schaute trübsalig zu den Fronenden hinüber. Dort drüben arbeiteten sie, diese erschöpften, zerlumpten Kinder unglücklichen Glends, im Gluthauch der Sonne trieben sie die Opferstraße am Wüstenlaume entlang. Halbnaht, verdrückt — in ihrem beispiellosen Glend und mit ausgemergelten Kräften. Hier wurde gegraben — dort Schotter aufgeworfen und dort zogen stierblickende Gestalten die schwere Eisenwalze. Meter für Meter Fron bei glühender Hitze und dabei die Peitsche der Aufseher.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe im

„Semper aliqui hängen, sagt der La dielem Martinez von der Grausamkeit cisco Fjgarro und D der Eroberung Peru mit unilgbarcm Hol den rechten Begriff d gebers bekommt, mög den „weißen Jaguar“

Dieser stolze Bel Flücken und Peitsch zapper soll diesen S hauch und den Gl blieb er freilich vor und beste Konferven brasilianische schwere zu verachten.

Martinez Pasuen zur Gummiernte. De Heiser laum noch be weisungen, alles für ei menschenfreundlich zu ein. Der Beherrlicher dianer fangen. War gründlich fennenzulern nicht ablehnen. Am i der Barade bewaffne urwaßkundig der Sp durch das Licht, un sperrien, sorgte das h Bahn. Gestürzte Bau und so ging es tagel der Affen, von melo Wipfeln oder vom O merung konnte man oernehmen, der blutd

Eines Morgens kleinen Indianerstamm Kommandos, die Büch Weiber und alten Leu Boden geworfen und a Etel über diese barbar diese wilden Kurfchen Gewalt bringen wollt gewachsene Schönheit Gewandtheit einer W beisehen und eile seinen das indianische Mädche Mitleids in meinen U behenden sah war sie mit lebender Gebärde wollten das Weib von war zu Ende. Den näd



Sprung verschwand er gleichzeitig pliff eine A Schußbereit flarte ich selbst nach einer nahe Indianerweib mit m Knedte Lafuentes blies schauer eines potenden bligartig hervorsträhend Ich sah die Sinnlosigkei Feuer auf. Der „weisse I meine Munition verhol m zu, und in diesem mochte schwer verwunde harem Befehl ermahn verlorgen, und des Gef horchten sie auch mir, bis die Bande mit ihren Schwunden war.

Totenstille herrschte Baldes war während d das dumpfe Summen v oernehmen und neben l ichen Schönheit. Sie gel ihre weiche, einschmeichl mich immer wieder entz dieser Sprache konnte ich verständigen. Unter Ber mäßig, und trotz des h hatten wir die Nase des wollte mich die Indianer Dorf ihres Stammes füh rer Sprache soviel wie ihrer unwüchsigen, anmut niges, und aus ihren Au Strahl, der mehr verrie Nach indianischer Welse Ihre weichen Formen tr ein Idealbild der Diana uns plötzlich überfiel, da

Liebe im Gran Chaco

„Semper aliquid haeret“ — es bleibt immer etwas hängen, sagt der Lateiner, und, hol mich der Teufel, an diesem Martinez Lafuente ist allerhand hängen geblieben von der Grausamkeit der spanischen Conquistadores Francisco Pizarro und Diego de Almagro, die seit den Tagen der Eroberung Perus die Lust am Rande des Gran Chaco mit unilgbarem Haß schwängerten. Damit man folglich den rechten Begriff von der Lebenswürdigkeit meines Gastgebers bekommt, möge es genügen, daß ihn seine Arbeiter den „weißen Jaguar“ nannten.

Dieser stolze Beherrscher vieler Estradas regierte mit Glücken und Peitschenhieben, und mancher arme Gummizapfer soll diesen Schlägen eher erliegen sein als dem Giftschand und den Gefahren des Urwaldes. Mir gegenüber blieb er freilich von höchster Höflichkeit. Später gegenüber und beste Konferenzen standen auf dem Tisch, und auch der brasilianische schwere Tabak, der geboten wurde, war nicht zu verachten.

Martinez Lafuente hatte Sorgen. Ihm fehlten Arbeiter zur Gummiernte. Der „weiße Jaguar“ konnte freiwillige Helfer kaum noch bekommen. Er gab einem Aufseher Anweisungen, alles für eine Jagd vorzubereiten, und er lud mich menschenfreundlich zu einer Menschenjagd im Gran Chaco ein. Der Beherrscher der Estradas wollte halbwilligste Indianer fangen. War ich nun einmal im Lande, um es gründlich kennenzulernen, so durfte ich auch diese Einladung nicht ablehnen. Am nächsten Morgen wurden die Knechte der Barade bewaffnet, und bald mußte ich kommen, wie durch das Dickicht, und wo die Schlingpflanzen den Pfad sperrten, sorgte das scharfe, schwere Hachmesser für schnelle Bahn. Gestürzte Baumrießen wurden mühsam überstiegen, und so ging es tagelang vorwärts, begleitet vom Geschrei der Affen, von melodischem Gesang in den goldgrünen Wipfeln oder vom Getöse der Papageien. In der Dämmerung konnte man auch das ferne Brüllen des Jaguars vernehmen, der blutdürstig schmachthafte Beute suchte.

Eines Morgens stiegen wir auf eine Kamme eines kleinen Indianerstammes. Lafuente brüllte einige rasche Kommandos, die Büchsen knallten, rüchloslos wurden die Weiber und alten Leute niedergebrosen, die Jünglinge zu Boden geworfen und gefesselt. Ich blieb abseits stehen, von Ekel über diese barbarische Szene erfüllt. Da sah ich, wie diese wilden Burischen ein junges Indianerweib in ihre Gewalt bringen wollten. Aber die bronzefarbene, hochgewachsene Schönheit wehrte sich mit dem Mut und der Gewandtheit einer Wildkatze. Lafuente wollte sie lebendig besitzen und eilte seinen Knechten zu Hilfe. Da erblickte mich das indianische Mädchen. Sie mochte wohl den Strahl des Mittels in meinen Augen gesehen haben, denn mit einem behebenden Satz war sie an meiner Seite und umfachte mich mit stehender Gebärde. Die wilden Burischen Lafuentes wollten das Weib von mir losreißen, aber meine Geduld war zu Ende. Den nächsten wehrte ich mit einem Kimbaken ab, und im Nu hatte ich meine beiden Pistolen schußbereit vom Gürtel gerissen.

Die Knechte wichen zurück. Fragte man damals auch wenig nach dem Mörder eines Indianers in Bolivien, so scheuten sie sich doch, gegen einen fremden Gast mit Gewalt vorzugehen. Lafuente wollte mit mir über das indianische Weib verhandeln, das er für seinen Harem begehrt, aber ich lehnte alles ab. Da erwachte der Jaguar in ihm, Gastrecht und Gastfreundschaft waren vergessen. Mit einem Sprung verschwand er hinter einem Urwaldriesen, und fast gleichzeitig pfliff eine Kugel an meinem Haupte vorüber. Schußbereit starrte ich auf das Versteck meines Gegners, selbst nach einer nahen Deckung springend, gewillt, das schöne Indianerweib mit meinem Herzblut zu verteidigen. Die Knechte Lafuentes blieben neutral, sozusagen gespannte Zuschauer eines packenden Schauspiels. Bald links, bald rechts blühtig hervorspringend wechselten wir Schuß um Schuß. Ich sah die Sinnlosigkeit dieses Kampfes ein und gab das Feuer auf. Der „weiße Jaguar“ mochte gedacht haben, daß ich meine Munition verdröschen habe. Unerwartet sprang er auf mich zu, und in diesem Augenblick schoß ich ihn nieder. Er mochte schwer verwundet sein, was kimmerte es mich! Mit hartem Befehl ermahnte ich die Knechte, ihren Herrn zu versorgen, und des Gehorams gar zu sehr gewöhnt, gehorchten sie auch mir. Immer noch schußbereit harrte ich, bis die Bande mit ihren Gefangenen im Urwald Dickicht verschwunden war.

Totenstille herrschte ringsum, denn das Getier des Waldes war während der Schießerei längst geflüchtet; nur das dumpfe Summen von Myriaden von Insekten war zu vernennen und neben mir der hastige Atem der indianischen Schönheit. Sie gehörte den Quechuas an und sprach ihre weiche, einschmeichelnde Sprache, deren poetischer Reiz mich immer wieder entzückte, und dank meiner Studien in dieser Sprache konnte ich mich mit dem Rinde der Wildnis verständigen. Unser Verbleiben in dieser Gegend war unmöglich, und trotz des glücklichen Ausgangs des Kampfes hatten wir die Rache des „weißen Jaguar“ zu fürchten. So wollte mich die Indianerin auf Urwaldpfaden in ein fernes Dorf ihres Stammes führen. Sie hieß Ideti, was in unserer Sprache soviel wie Sonne bedeutet, und wahrlich, in ihrer urwüchsigen, anmutigen Kraft lag zugleich etwas Sonnisches, und aus ihren Augen trat mir ein warmer, inniger Strahl, der mehr verriet, als ihr Mund sprechen konnte. Nach indianischer Weise trug sie nur einen Pandenschurz. Ihre weichen Formen trotz aller Kraft ließen sie mir als ein Idealbild der Diana erscheinen. Wenn die Tropennacht uns plötzlich überfiel, dann saßen wir am Feuer, das die

Moskitos und das Raubgetier verschrecken sollte, und überließen uns dem Spiel der Gedanken. In die Nachtstunden



mußten wir uns teilen. Eines Morgens, als ich aus unruhigen Träumen erwachte, sah ich das Antlitz Idetis über mir.

und aus ihren Augen strahlte alle Seligkeit, die nur ein Weib verschenten kann. „Ideti!“ hauchten meine Lippen, leise zog ich das Weib an mich, und ohne Gegenwehr, jedoch mit leuchtender Anmut duldete sie meine Küsse, bis die Glut der Liebe zur wilden Flamme wurde. Alle Urwaldstimmen des Gran Chaco waren an diesem Morgen fröhlich, eine Jubelfestmusik von tausend Sängern, die die Sonne begrüßten, Ideti, meine Sonne!

Nach drei Tagen kamen wir im Heimatdorf Idetis an. Hatten uns die Früchte und das Getier des Waldes auch genährt, so lehnten wir uns doch nach einem indianischen Brot. Von den Stammesgenossen Idetis wurde ich herzlich aufgenommen, und ich muß gestehen, daß es mir nicht schwerfiel, bei ihnen zu bleiben und mir mit Ideti eine Hütte zu bauen. Viele Jahre habe ich glücklich im Gran Chaco unter den Indianern gelebt, bis eines Tages Ideti, meine Sonne, unterging. Die Kunst des Medizinmannes konnte sie von einem giftigen Schlangengift nicht erretten. Wenn ich ihrer gedachte, dann kommt ein altes Lied der Quechuas über meine Lippen:

„Wo ist dein blühendes Antlitz,
Vor dem die Rosen verblühten?
Wo ist dein strahlendes Auge,
Hell wie der Morgenstern?
Vergebens erklingt mein Ruf,
Mein bitteres Klagen verhallt;
Du schlummerst für ewig, mein Glück,
Dort fern im Reiche der Toten!“

Jörg Behler-Gera.

Gefiederte Eilboten

Man sollte meinen, daß in einer Zeit der höchsten Vollkommenheit der technischen Nachrichtenmittel die verhältnismäßig langsame Depeschiermethode mit der Brieftaube jede Vorseinsberechtigung verloren hat. Aber es ist gerade umgekehrt: in fast allen Kulturländern hat man in den letzten Jahren den Brieftaubendienst bis zu den letzten Möglichkeiten organisiert, und namentlich in Belgien und in Deutschland gab es dabei erstaunliche Erfolge.

Überall da, wo das technische Nachrichtenmittel aus irgendeinem Grunde nicht verwendet werden kann, leistet die Brieftaube wertvolle Dienste. Expeditionen in den Hochalpen nehmen fast regelmäßig mehrere der schnellen Flieger bei gefährlichen Aufstiegen mit, und in der Tat hat schon in mehreren Fällen erfolgreiche Hilfeleistung den praktischen Nutzen bewiesen. Auch auf kleineren Küstenschiffen, die über keine F. T. Station verfügen, werden Brieftauben mitgeführt; Baumfällerkolonnen in einsamen Gegenden, Kontrollen von Starkstromleitungen, ja sogar die Landärzte benutzen Brieftauben, um in Notfällen Nachrichten zu geben.

Es gibt eine reguläre Historie der Brieftaube. Schon zur Zeit der Pharaonen benutzten die ägyptischen Seeleute diesen wunderbaren Vogel, dessen Tempo alle damaligen Beförderungsmittel übertraf. Auch Plinius berichtet über einen Brieftaubendienst in der römischen Armee, der schon damals recht gut funktioniert haben muß, denn die schnellen Expeditionen Julius Cäsars zur Unterdrückung der zahlreichen Aufstände in Gallien waren lediglich eine Folge schnellster Nachrichtenübermittlung, wie sie nur der Taubendienst ermöglichen konnte. Ebenso wurden schon Tauben bei der Belagerung von Modena und auch während des Bürgerkrieges in Pompeji benutzt, und wahrscheinlich mit gutem Erfolg, denn man zahlte bereits für ein Paar Tauben 400 Denare — etwa 300 Mark.



Einen geradezu musterhaften Taubendienst hatte der Sultan Mour-Eddin, Herrscher des Kalifenreiches in den Jahren 1146—1170, organisiert und als Postdienst ausgebaut. Sämtliche größeren Städte, alle Festungen und zahlreiche Schlösser

besaßen Brieftaubenstationen mit staatlichen Beamten, so daß ein richtiges Flugverkehrsnetz mit einer sehr großen Anzahl von Relaisstationen in Entfernungen von etwa 80 Kilometern zustande kam. Die Stationen wurden dabei sternförmig angelegt, und jede Depesche wurde von wenigstens zwei Tauben befördert, was eine große Sicherheit garantierte. Auf den Depeschen verzeichnete man Ort und Zeit des Aufstiegs und erhielt so systematisch eine umfassende Leistungsstatistik, die züchterisch ausgewertet werden konnte. Nach dem Tode Mour-Eddins entstand mehrere Jahre hindurch eine Stagnation, bis von 1179 an durch den Kalifen Abassi-Ahmed-Raschid-Allah neuer Schwung in die Sache kam und das Verkehrsnetz bis nach Syrien und Ägypten ausgebaut wurde. Die Preise für gute Flieger flogen in schwindende Höhe — bis zu hundert Goldstücken für ein Taubenpaar.

Bis zum Jahre 1242 funktionierte dieser Nachrichtenendienst für staatliche und private Zwecke zur Zufriedenheit aller Beteiligten — dann aber war es mit der Herrlichkeit

vorbei: die Mongolenkriege begannen, und die ins Land eindringenden Asiaten plünderten und zerstörten alle Stationen, die sie fanden; und sie fanden die meisten.

Anders gestaltete sich die Sache in Persien, wo noch heute eifrig mit Brieftauben gearbeitet wird. Auch hier war eine Art Relaisdienst schon im Jahre der Tatarenbesetzung eingerichtet, aber deren Anführer benutzten die Stationen für ihre eigenen Zwecke, so daß der Taubenbestand erhalten blieb und später von den rechtmäßigen Besitzern wieder übernommen werden konnte. Die Perser besetzten die Depeschen nicht wie die Kalifenbeamten unter dem Flügel sondern an einer Schwanzfeder. Diese Depeschen, auf einem besonders feinen „Vogelpapier“ geschrieben, trugen stets mehrere Segenswünsche für eine glückliche Reise des wertvollen Depeschenvogels, und wenn Staatsnachrichten gegeben wurden, erhielt die Taube besondere Zeichen am Schnabel und an den Füßen. — Die orientalische Historie wird von der europäischen Historie abgelöst. Man weiß heute nicht mehr recht, wer die ersten Brieftauben nach Europa gebracht hat, die Kreuzritter aus Palästina oder holländische Seefahrer. Bemerkenswert ist das brieftauben-technische Vorkommnis des Bankhauses Rothschild im Jahre 1815. Mehrere Agenten Rothschilds waren aus London auf den Kriegsschauplatz nach Holland entsandt worden. Sie öffneten nach der Niederlage Napoleons bei Waterloo ihre Brieftaubenkäfige, und so erhielt die Londoner Rothschild-Filiale diese wichtige Nachricht ganz drei Tage früher als die englische Regierung. Zeit genug, um in großen Mengen die schwachnotierten Staatspapiere der Alliierten aufzukaufen.

Die Bedeutung der Brieftaube als militärisches Nachrichtenmittel trat insbesondere 1870/71 zutage. Zuerst wollten die verantwortlichen französischen Stellen allerdings von dieser Methode nichts wissen, und es waren in der Tat keinerlei Vorbereitungen getroffen, als Paris von den siegreichen deutschen Truppen eingeschlossen wurde. Da kam der französische Generalpostmeister auf den Gedanken, Brieftauben durch Luftballons befördern zu lassen, und von diesem Zeitpunkt ab gelang es dann den Pariser, mit der Außenwelt in Verbindung zu kommen.

Fast alle Staaten haben inzwischen die Brieftaube als militärisches Nachrichtenmittel eingeführt. Die wertvollen Dienste, die man auch schon im alten deutschen Heer verrichtete, gaben später im Kriege eine wertvolle Unterlage für den verzweigten Organisationsausbau. Heute wetteifert aber in allen Ländern der private Brieftaubensport in der Schaffung neuer Verwendungsgebiete.



Reichswehr-Meldehund mit Brieftauben.

00000000000000000000000000000000